Nr. 238 — Jahrgang 12 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 16. Oktober 1927

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.14 Zlp. Anzeigen unter Text 0.50 Zlp. von außerhalb 0.60 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 10. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto: P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Pariser Petroleum gegen Moskau

Die Hintergründe der Rakowski-Affäre — Fortsetzung des Kampfes trotz Abberufung

Paris. Der Pariser Korrespondent des „Asien-Osteuropa-Dienstes" erfährt aus bester französischer Quelle, daß die französische Regierung jetzt nachdem Rakowski abberufen worden ist, gegenüber Rußland die folgende Petroleumpolitik führen wird: In Anbetracht des von der Royal Dutch Shell, und der Standard Oil Of New Jersey eingeleiteten Boykotts der Sowjet Naphta-Produkte hat die französische Regierung folgenden Beschluß des Nationalkomitees für flüssiges Heizmaterial über die Position bestätigt, die von der Regierung und den Privatgesellschaften in der Frage des Handels in Oelprodukten im Kampf zwischen den Oeltrusts und dem Sowjet einzunehmen ist:

1. Weder die Regierung noch Privatgesellschaften dürfen die Versorgung der Marine und Militärressors und der privaten Verbraucher ausschließlich vom Sowjetproblem abhängig machen, da hieraus unerwünschte Komplizierungen entstehen könnten.

2. Die Menge der Oelprodukte, die Regierung und Gesellschaften bei der Sowjetregierung kaufen, dürfen ein Drittel des gesamten Verbrauchs des französischen Staates und der französischen Privatkonsumenten an Oelprodukten nicht übersteigen. Die übrigen zwei Drittel sind bei den Oeltrusts zu erwerben.

3. Weder die Regierung noch die Gesellschaften dürfen in keinem Falle sich von dem Recht des Ankaufs von Oelprodukten bei der Sowjetregierung lossagen und sind gehalten ihre Aufträge so zu kombinieren, daß eine Beteiligung am Boykott des russischen Oels und an der Campagne der Trusts gegen die Sowjetölpolitik nicht stattfinden kann.

*

Paris. Unter Vorsitz von Sir Henry Deterding fand am 12. Oktober in Paris eine Versammlung der Vertreter russischen und ausländischen Besitzes von Petroleumunternehmungen in Rußland statt. Die Versammlung bestätigte einstimmig den im Vorjahr gefaßten Beschluß, den Verkauf von Naphtha und Naphtaprodukten durch die Sowjetregierung sowie den Verkauf dieser Produkte auf dem Weltmarkt mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Englisch-litauische Anleiheverhandlungen?

Ausgleich mit Polen?

Berlin. Der Londoner Korrespondent des „Asien-Osteuropa-Dienstes" erfährt aus zuverlässigen Kreisen, daß gegenwärtig Verhandlungen zwischen Litauen und England über die Auflegung einer litauischen Anleihe in England schweben, die bereits unmittelbar vor dem Abschluß stehen. Lediglich die Frage der wirtschaftlichen Sicherheiten ist in Anbetracht der politischen Verhältnisse im Osten von besonderer Bedeutung für den Geldgeber und noch nicht ganz geklärt. Auf litauischer Seite sieht man aber hierin einen Versuch Litauen auf Umwegen besonders durch gesteigerte Transiteinnahmen zu einer Freigabe der polnisch-englischen Holzflößerei auf dem Memelstrom ohne eingehende Kontrolle zu zwingen. Immerhin scheint man litauischerseits bereit zu sein, die Wilnafrage nicht mehr mit der Intransigenz, wie es bisher geschehen ist, zu behandeln und die Möglichkeit einer Autonomie für das Wilnagebiet nicht zu diskutieren.

Nach diesen durchaus zuverlässigen Erklärungen ist mit einem baldigen litauisch-polnischen Ausgleich zu rechnen.

Litauische Unfreundlichkeiten gegen Deutschland

Kowno. In diesen politischen Kreisen verfolgt man mit steigendem Unbehagen die Haltung der deutschen Oeffentlichkeit, die im Hinblick auf die zwischen dem Ministerpräsidenten Woldemaras und dem deutschen Außenminister Dr. Stresemann gepflogenen persönlichen Verhandlungen eine Aenderung der litauischen Politik in der Memelfrage erwartet und bereits von festen Zusicherungen spricht, die Prof. Woldemaras bei seiner Berliner Anwesenheit in dieser Richtung gegeben haben soll. Dieser Auffassung deutscher Kreise gegenüber wird von maßgebender litauischer Seite darauf hingewiesen, daß sich Litauen eine Einmischung Deutschlands in die Memelfrage unter keinen Umständen werde gefallen lassen, weil Deutschland im Versailler Vertrag ausdrücklich auf das Memelgebiet habe verzichten müssen. Litauen werde keine deutsche Propaganda, die auf eine einseitige Aenderung des Memelstatuts im Sinne deutscher Wünsche abziele, dulden. So sei auch nicht damit zu rechnen, daß die Ausweisung der drei vor einiger Zeit ausgewiesenen deutschen Redakteure zurückgenommen werde. Ebenso könne nicht damit gerechnet werden, daß anderen reichsdeutschen Redakteuren die Einreise in das Memelgebiet gestattet werden würde. Litauen als souveräner Staat werde niemals dulden, daß im Memelgebiet eine neue Zentrale deutscher Propaganda gegen Litauen geschaffen werde.

In Berliner diplomatischen Kreisen wird zu der vorstehenden Kownoer Meldung erklärt, daß Deutschland niemals eine Aenderung des Memelstatuts verlangt habe, wohl aber als Ratsmacht darauf bestehen müsse, daß das Memelstatut eine Auslegung findet, die den berechtigten Lebensinteressen der Memelländer Rechnung trägt, zu deren Schutz der Völkerbund die Annahme des Statuts von Litauen verlangt hat. Wenn jetzt von Kowno aus damit gedroht wird, Reichsdeutsche nicht mehr in das Memelgebiet hineinzulassen, obwohl die Verhandlungen über die Ausgestaltung des Niederlassungsrechtes noch gar nicht beendet sind, so kann man deutscherseits hierin nur eine betonte Unfreundlichkeit gewisser litauischer Kreise gegen Deutschland sehen, denen anscheinend an einer Verständigung zwischen Litauen und Deutschland nichts gelegen ist.

Flammenzeichen

Als vor Wochen auf dem Genfer Minderheitenkongreß auf die Gefahren hingewiesen wurde, die entstehen können, wenn in der Behandlung der nationalen Minderheiten durch die sogenannten Wirtsvölker nicht bald eine entschiedene Aenderung eintritt, war man in Reihen der Staatsmänner geneigt, diese Hinweise als eine Drohung gewisser nie zu befriedigender Unruhestifter in Europa anzusehen. Denn die Federfuchser in den Kabinetten, die dort alltäglich über die großen politischen Probleme belehrt werden, eiferten sich, den ganzen Kongreß als von irgend einer Seite aufgezogen, um durch Aufrollung des Minderheitenproblems bestimmten Staaten zu schaden, hinzustellen. Gewohnt, für klingende Münze politisch das zu schreiben, was man von ihnen fordert, sehen sie alle Dinge nur mit der Amtsbrille und schreien, wenn es anders kommt, wie sich ihnen die Welt auf Befehl vorstellt. Ist auch der Kongreß bei weitem nicht das, was man von einer Vereinigung der Minderheiten erwarten darf und fehlt ihm auch, besonders seinen Führern, das Gefühl, daß es neben Sprachen- und Kulturfragen, die die Minderheiten bewegen, auch soziale Probleme gibt, die solche Kongresse lösen, aufrollen und diskutieren müssen, so ist die gegenwärtige Organisation der Minderheiten doch immerhin ein Anfang, jedenfalls in der Idee etwas weit besseres, als die heutige Gestalt des Völkerbundes. Und weil es erst eine Anfangsgründung ist, so wollen wir ihn nicht mit der Sonde scharfer Kritik treffen, sondern abwarten, was er in Zukunft schaffen wird, wenn es auch gewisse diplomatische Kanzleien gibt, die ihre Volksgenossen im Auslande dahin beraten, daß sie durch Austritt die Idee als solche sprengen mögen.

Doch nicht die Tagung der Minderheiten steht hier zur Behandlung, sondern ein Problem, welches sie aufgeworfen hat. Die Behandlung der Minderheiten in den einzelnen Ländern bürgt Kriegsgefahren in sich und die Staatsmänner wollten es nicht begreifen, bis ihnen die Vorgänge in Litauen und die Auswirkung in Polen am praktischen Beispiel bewiesen, wie leicht um solche Fragen der Krieg entbrennen kann. Daß man Minderheitenprobleme nicht mit Repressalien beschwichtigen kann, hat man sich auch in Warschau überzeugen können und war klug genug, einzulenken und als Beispiel die Repressalien wieder rückgängig zu machen. Gerade die Minderheitsvölker Polens werden diesen Schritt der polnischen Regierung begrüßen, die erkannt hat, daß ein Nachgeben eines größeren Volkes gegen einen kleinen Kläffer viel vernünftiger ist, als auf Geheiß gewisser Etappenhelden mit dem „Sabul zu rasseln". Aber die vorübergehende vernünftige Einlenkung ändert an der Tatsache nichts, daß ein Problem zu lösen ist, welches gerade für Polen von eminent wichtiger Bedeutung ist. Wird man aus dem Wilnastreit etwas lernen oder sich von den Ereignissen treiben lassen? Das ist die sorgenvolle Frage, die wir uns stellen.

Und um die Wirklichkeit noch viel schärfer sprechen zu lassen, muß man auch an die Vorgänge an der bulgarisch-südslawischen Grenze denken, wo gleichfalls aus einer unverstandenen Behandlung der mazedonischen Minderheit durch Griechen und Jugoslawen seit Jahren ein Kriegsherd vorhanden ist, der nicht eher gelöst oder besser gelöscht werden wird, bis die mazedonische Minderheit ihre volle nationale und kulturelle Freiheit erhält, bis man in Athen und Belgrad eingesehen hat, daß die Assimilationspolitik den Brandherd nur vergrößert und durch keinen Terror der Staatsnation nationale Fragen lösen kann. Erst wenn die Mazedonier von ihren Bedrückern erlöst werden, wozu es durchaus nicht der Schaffung eines neuen sogenannten „Nationalstaates" bedarf, sondern einer Regelung der Minderheitsfrage in Mazedonien erst werden die heutigen Grenzüberfälle aufhören. Aber man will assimilieren, Nationen auslöschen und darum die ewigen Wirren auf dem Balkan. Gewiß soll der politischen und wirtschaftlichen Probleme auf dem Balkan auch gedacht werden, aber die nationale Frage spielt doch die ausschlaggebende Rolle, die die „Inner-Mazedonische Revolutionäre Organisation" zu Komitatschistaaten hinreißen läßt. Aehnlich wie auf dem Balkan sieht es auch in anderen Teilen Europas aus, auf die wir nicht im Einzelnen eingehen wollen.

Aber kehren wir nach Polen zurück. Uebersehen wir hier, wie es mit der Minderheitsfrage bestellt ist. Bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß sich die Verhältnisse von Jahr zu Jahr immer mehr zuspitzen, statt daß wir es erleben, daß die Regierung an die Lösung der Minderheitsfrage herantritt. Wir wollen nicht immer auf dem Klepper Verfassung herumreiten; denn wir haben ja im Mai vorigen Jahres erleben können, daß Verfassungsfragen eben Machtfragen sind. Aber es kommt immer darauf an, wer gerade an der Macht ist. Und die Minderheiten Polens haben erwartet, daß keine andere Regierung befähigter zur Lösung dieses Problems wäre, als das Kabinett Pilsudski. Wie alle Staatsbürger vom gegenwärtigen Regime enttäuscht wurden, so sind es die Minderheiten am meisten. Gewiß hat man ein sogenanntes Minderheitskomitee gegründet, es ist auch schon zusammengetreten und untersucht und prüft die Fragen, an eine Lösung wird man unter die-

Rakowskis Nachfolger

Paris. Der zum Nachfolger Rakowskis bestimmte bisherige russische Botschafter in Tokio, Dowgalewsky, ist ein früherer Elektrotechn. Ingenieur wie Krassin, der erste Sowjetbotschafter in Paris. In dieser Eigenschaft war er eine Zeit lang Volkskommissar für Post- und Telegraphie. Dowgalewsky ist noch nicht allzulange als Diplomat bekannt. Erst im Laufe dieses Jahres ersetzte er Kopp als Botschafter in Tokio. Der offiziöse Petit Parisien sieht in der Tatsache, daß ein Tausch zwischen Dowgalewsky und Rakowski vorgenommen werden soll, die Absicht Tschitscherins, die bekannten innerpolitischen Schwierigkeiten zu erhöhen.

Um den Wohlstand Amerikas

Rede des Präsidenten Coolidge in Pittsburg.

Berlin. Die „B. Z." meldet aus London: Der amerikanische Präsident Coolidge hat in seiner Rede in Pittsburg die aufsehenerregende Erklärung abgegeben, daß das amerikanische Volk sich nicht länger mit dem Problem beschäftigen dürfe, wie es noch größere Wohlfahrt erwerben könne, sondern daß die Existenzfrage des amerikanischen Volkes darin bestehe, festzustellen, wie es in Zukunft eine erreichte Wohlfahrt ohne Verschwendung und ohne unnötigen Aufwand zu treiben, am besten verwenden könne. Der amerikanische Arbeiter habe bereits einen hohen Grad von Wohlstand erreicht, so daß zur Zeit zwischen Kapital und Arbeit keine ernst zu nehmenden Konflikte mehr in Aussicht stehen.

Regierungskrise in Lettland

Der Vertrag mit Rußland gefährdet.

Riga. Das bisher zur Regierungskoalition gehörende demokratische Zentrum hat unerwartet seinen Austritt aus der Regierung angemeldet. Der Vertreter des Dem. Zentrums, Justizminister Bite, ist von seinem Posten zurückgetreten. Damit ist die bisher latente Regierungskrise eingetreten. Die Stellungnahme des Zentrums zum russischen Handelsvertrag hat, wie verlautet, bei dem Bruch eine entscheidende Rolle gespielt.

Die lettische Regierung geht gegen russische Monarchisten vor

Riga. Ungefähr zugleich mit dem russisch-englischen Konflikt begannen die russischen Monarchisten in den baltischen Staaten wieder die Oeffentlichkeit zu beunruhigen. Lange hat die Regierung Lettlands diesem Treiben zugeschaut; jetzt kommt sie endlich zu der Ueberzeugung, daß es die Sicherheit des Staates gefährdet, und deshalb hat sich der Innenminister entschlossen, den Mittelpunkt der monarchistischen Umtriebe, den Verein der russischen Jugend aufzulösen. Die politische Polizei hat Beweise, daß sich von diesem Verein geheime Fäden nach London spannen und Lettland in außenpolitische Verwicklungen zu stürzen drohten. Darum wurde zugleich mit der Auflösung dieser Organisation auch die Ausweisung ihrer Führer angeordnet.

sen Umständen wohl kaum denken; denn was dieses Komitee will, weiß vielleicht sein Leiter selber noch nicht. Man sieht nur die Unterdrückung des eigenen Volksstammes jenseits der Grenzen, schließt aber die Augen, wenn die Presse im eigenen Lande von gleichen Unterdrückungsmethoden berichtet. Man sollte meinen, daß ein Staat, der zu 38 Prozent aus Fremdkörpern besteht, doch mit Energie an die Lösung dieser Frage herantreten müßte und nicht warte, bis Flammenzeichen am Horizont anzeigen, daß Kriegsgefahr besteht.

Nicht darum handelt es sich, aufs Ausland zu weisen, sondern mit gutem Beispiel voranzugehen. Gewiß ist der Fall in und mit Litauen etwas anders geartet, als daß man ihn lediglich vom Minderheitsstandpunkt betrachten könnte, aber die Ursache wurde durch schlechte Behandlung der polnischen Minderheiten in Litauen erzeugt. Und schließlich, die Vernachlässigung der Minderheitsfragen ist es, die die Ukrainer, Weißrussen und Litauer in Polen immer wieder zu der Behauptung reizt, daß sie sich nicht als Bürger des polnischen Staates fühlen können. Wenn die Regierung meint, daß sie durch Versprechungen an einzelne Minderheitsnationen im Lande durch Vernachlässigung der anderen etwas erreicht, so ist sie sehr schlecht beraten. Sie wird nur noch schärfere Opposition erzeugen und vor solchen einseitigen Problemlösungen kann nicht genug gewarnt werden. Die Wahlen nahen heran, und wieder wird sich in der polnischen Presse ein Geschrei erheben, wenn die Minderheiten als geschlossene Opposition im Wahlkampf auftreten werden. Man wird nicht untersuchen, wie sehr der Staat, die Regierung selbst einen solchen Oppositionsblock fördert, indem sie die Minderheitenfrage vernachlässigt. Man hört von einer Wahlreform und erfährt auch, daß sie sich gegen die Minderheiten mit richtet, weil man dem Auslande gern einen Nationalstaat vordemonstrieren will, während es doch ein Nationalitätenstaat bleibt, dessen Charakter aber durch Lösung der Minderheitsfrage ganz anders gestaltet werden kann. Werden die Vorgänge um Wilna und an der bulgarischen Grenze der Regierung doch nicht zum Nachdenken Veranlassung geben? Denn auf den Völkerbund und seine Anregung zu warten, ist ziemlich vergebens; denn die Staatsmänner haben ganz andere Schachergeschäfte zu erledigen, als an die Frage der nationalen Minderheiten zu denken.

—ll.

Zum russischen Botschafterwechsel

Paris. Der „Temps" nimmt zur Note Tschitscherins über die Abberufung Rakowskis u. a. mit folgenden Worten Stellung: Die Eile Moskaus, das Agrement für einen neuen russischen Botschafter zu erhalten, zeigt die besondere Bedeutung, die Moskau der Aufrechterhaltung der Beziehungen zu Frankreich zeige. Der Nachfolger Rakowskis, Dowgalowski, hat den Vorteil für sich, daß er weder an der tragischen russischen Revolution noch an der bolschewistischen Politik bisher beteiligt war und aus Japan kommt, dessen Regierung gar keine bolschewistische Propaganda duldet. Man müsse allerdings erst den neuen Botschafter an der Arbeit sehen. Nach den Erfahrungen mit Rakowski und im Hinblick auf die kommunistische Propaganda, der Frankreich zu begegnen hat, werde man es wohl begreiflich finden, daß die französische Regierung die Beteiligung des russischen Botschafters an der revolutionären Bewegung zulassen könne.

Gegen den Unfug der Ozeanflüge

Eine Rede des amerikanischen Marinesekretärs

Neuyork. Trotz der großen Freude über die Rettung der Ozeanfliegerin Miß Alders, kommt doch in den Blättern starke Kritik an den Ozeanflügen zum Ausdruck. Die Zeitungen führen die Meldungen über die Rettung des American Girls groß auf, obwohl neue Einzelheiten nur schwerlich vorliegen. Alle Versuche, eine Verbindung mit dem holländischen Dampfer der die Flieger an Bord genommen hat, herzustellen, sind bisher fehlgeschlagen.

Marinesekretär Davis, erklärte: Ozeanflüge, die nicht einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck dienten, seien nutzlos und vermessen. Fehlgeschlagene Ozeanflugunternehmungen riefen beim Publikum nur unberechtigte Vorurteile gegen das gesamte Flugwesen hervor. Die große Masse sollte jedoch ihre Meinung nicht nach dem Verlauf von Ozeanflügen bilden, wobei ganz andere Verhältnisse bestimmend seien, als bei Ueberlandflügen.

Arbeit und Wirtschaft

Die Beratungen des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes

Berlin. Der Verwaltungsrat des internationalen Arbeitsamtes beschäftigte sich im weiteren Verlauf seiner letzten Verhandlungen hauptsächlich mit der Frage der Zusammenarbeit zwischen dem Arbeitsamt und der Wirtschaftsorganisation des Völkerbundes. Die Völkerbundsversammlung hatte bekanntlich neben dem sogenannten alten Wirtschaftskomitee eine neue beratende Kommission vorgesehen, die in regelmäßigen Abständen zusammentreten und Vertreter aus allen Wirtschaftskreisen umfassen sollte, für die das Arbeitsamt drei Arbeitnehmervertreter namhaft machen sollte.

In der Aussprache sprach sich der deutsche Regierungsvertreter, Geheimrat Feig, dagegen aus, daß nur drei Arbeitgeber und drei Arbeitnehmervertreter vorgeschlagen werden sollen. Die Einsetzung eines besonderen Ausschusses zur Erörterung der sozialen Fragen hielt Geheimrat Feig ebenfalls für unangebracht. Der deutsche Arbeitgebervertreter schlug eine Entschließung vor, wonach die Zusammensetzung der Kommission dem Völkerbund überlassen bleiben soll. Von Arbeitnehmerseite wurden als Vertreter vorgeschlagen: Hermann Müller-Deutschland, Jouhaux-Frankreich und Oudegest-Holland. Der Verwaltungsrat beschloß, daß der Direktor des Arbeitsamtes die Namen dieser drei Vertreter dem Völkerbundsrat mitteilen soll.

In der weiteren Verhandlung des Verwaltungsrates ergab sich, daß die endgültige Ausgestaltung der Zusammenarbeit mit der Wirtschaftsorganisation des Völkerbundes Gegenstand einer neuen Beratung des Verwaltungsrates im Januar nächsten Jahres sein soll. Für diese Beratung soll der Direktor des internationalen Arbeitsamtes eine Denkschrift vorbereiten.

Zum Schluß der Tagung richtete der Verwaltungsvorsitzende, der französische Regierungsvertreter Fontaine, herzliche Worte des Dankes an den Reichsarbeitsminister, die Reichsregierung, die Preußische Regierung und die Stadt Berlin für die gastliche Aufnahme und erklärte, daß die Tagung in bemerkenswerter Weise zur Förderung der Verständigung der Völker beigetragen habe. In seiner Antwortrede sprach Ministerialdirektor Sitzler vom Reichsarbeitsministerium die Ueberzeugung aus, daß die Tagung dazu beitragen werde, das Interesse in Deutschland an der Tätigkeit des internationalen Arbeitsamtes zu steigern und die bisher schon guten Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und dem internationalen Arbeitsamt noch zu vertiefen. Darauf erklärte der Vorsitzende die Tagung für geschlossen.

Unaufhaltsamer Aufstieg

Rechenschaftsbericht der österreichischen Sozialdemokratie.

Der Bericht des Parteivorstandes der österreichischen Sozialdemokratie über das abgelaufene Werbejahr, der jetzt erschienen ist, gibt ein anschauliches Bild über die jüngste Entwicklung der Sozialdemokratie Oesterreichs. Vor allem ergibt sich aus ihm, daß die Partei trotz der Krise, die im Februar 1927 mit 275974 Arbeitslosen ihren Höchststand erreichte, nicht nur unerschüttert geblieben ist, sondern sogar einen, wenn auch kleinen Aufschwung genommen hat. Das Bild der Entwicklung der Partei seit dem Umsturz ist folgendes:

		männliche Parteimitglieder	weibliche Parteimitglieder	zusammen
30. Juni	1919	262 473	69 918	332 391
30. „	1920	259 154	76 709	335 863
30. „	1921	372 248	118 902	491 150
30. „	1922	422 004	131 018	553 022
30. „	1923	391 962	122 311	514 273
30. „	1924	411 934	154 190	566 124
30. „	1925	411 062	165 045	576 107
30. „	1926	421 919	170 427	592 346
31. Dezember	1926	424 070	171 347	595 417

Der Anteil der Frauen an der Parteiorganisation ist in Wien am größten. Er macht hier fast ein Drittel der Gesamtmitgliederzahl aus (nämlich 103 013 von 330 184 Mitgliedern oder 31,20 Prozent), während er im Gesamtdurchschnitt 28,78 Prozent beträgt. Ein Vergleich der Parteimitgliederzahl mit derjenigen der Gewerkschaftsmitglieder ergibt, daß 78,72 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder bereits der Parteiorganisation angehören. Ein Vergleich mit der Zahl der sozialdemokratischen Wähler bei der letzten Wahl zeigt, daß von 1 539 088 sozialdemokratischen Wählern 595 417 oder 38,69 Prozent in der Sozialdemokratie organisiert sind. In Wien sind es sogar 47,58 Prozent. Hier ist die Zahl der Parteimitglieder inzwischen auf 360 000 gestiegen. Das entspricht einem

Zuwachs von 30 000 Mitgliedern im Jahre 1927.

Interessant ist auch ein Vergleich der Mitgliederzahl der Partei mit der Zahl der erwachsenen Einwohner. Es gibt in Oesterreich 4 037 012 Einwohner im Alter von 20 bis 70 Jahren; da hiervon bei 595 417 organisierten Mitgliedern 14,74 Prozent Sozialdemokraten sind, ist jeder siebente erwachsene Mensch in Oesterreich Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. In Wien selbst ist das Verhältnis noch günstiger. Hier ist jeder vierte Erwachsene Sozialdemokrat.

Obregon über die Lage in Mexiko

London. General Obregon, der mexikanische Präsidentschaftskandidat, betonte nach Meldungen aus Mexiko-City, daß die Revolution endgültig niedergeschlagen sei, weil sie keinerlei Unterstützung beim mexikanischen Volk gefunden habe. Im Falle seiner Wahl erklärte Obregon, würde er die Politik des Präsidenten Calles fortsetzen.

700 Revoltierende Soldaten sind wieder nach ihren Baracken in Mexiko zurückgekehrt. Die mexikanische Regierung hat drei weiteren Generälen ihr Kommando entzogen, womit die Zahl der außer Dienst gesetzten Generäle auf 29 gestiegen ist. 18 von diesen 29 Generälen wurden hingerichtet.

Romreise Pilsudskis?

Warschau. Wie das Mittagsblatt ABC. meldet, beabsichtigt Marschall Pilsudski zwischen dem 20. November und 10. Dezember eine Reise nach Rom zu unternehmen. Der Zweck der Reise wird ein Besuch beim Papst sowie ein Zusammentreffen mit Mussolini sein.

Ermordung des albanischen Gesandten in Prag

Prag. Am Freitag Abend gegen 23 Uhr wurde der neue albanische Gesandte in Prag, Xeno Bei, im Cafee des Hotels Palast-Passage erschossen. An dem Tisch des Gesandten setzte sich ein junger Mensch, der plötzlich drei Schüsse auf den Gesandten abgab. Der Gesandte wurde von zwei Schüssen in den Kopf und einem Schuß in die Brust getroffen und verstarb auf dem Transport nach dem Krankenhause. Der Attentäter, ein 16jähriger mazedonischer Student, blieb ruhig am Tisch sitzen und ließ sich widerstandslos verhaften.

Allgemeiner Streik in der Berliner Holzindustrie

Berlin. Nachdem in einer Funktionärversammlung der Berliner Holzindustriearbeiter am Donnerstag abend die Mehrheit der Funktionäre den Beschluß gefaßt hatte, einem Schiedsspruch zuvor zu kommen und am Freitag morgen in allen Betrieben den Aufstand durchzuführen, ruht Sonnabend die Arbeit tatsächlich in allen Berliner Holzindustriebetrieben. Da der vorzeitige Streikbeschluß entgegen dem Rat der Gewerkschaften erfolgt ist, dürften sich die Schlichtungsverhandlungen schwieriger gestalten, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Die Bande des Schreckens

The Terrible People

von Edgar Wallace

73)

Der Wetter nickte.

„Ja, sie hatten in einer Seitenstraße einen Fordwagen, der anscheinend einem Gemüsehändler gehörte, und sobald Ulanen-Harry tot war, fuhr der Wagen los, nahm Henry auf und verschwand.

Die Leute, die ihrem Vater zum Tode verhalfen, wurden einer nach dem anderen getötet, und Cravel war der leitende Geist. Bevor ihm sein Vater das Geld zum Ankauf von Heartsease gab, hatte er den Doktortitel erworben, und es ist kaum zu bezweifeln, daß durch ihn der Richter angesteckt und der kunstvolle Unfall hervorgerufen wurde, der dem Staatsanwalt das Leben kostete, und mit Henry zusammen hat er dem Henker Wallis aufgelauert.

Armer Jackson Crayley! Er hat alles verpfuscht. Sogar die Heliographensignale waren ein Fehler und hätten Cravel beinahe seine Freiheit gekostet. Hinter Cravel und Henry stand aber jederzeit die leitende Kraft in Colville Gardens!"

„Hatten sie irgendeinen Hintergedanken, als sie mich als Sekretärin annahmen?" fragte das gespannt lauschende Mädchen.

Sir Godley schüttelte den Kopf.

„Es war nur ein Zufall, daß du angestellt wurdest. Aber sobald du in ihren Diensten standest, sann sie schon darüber nach, wie du verwendet werden konntest. Am Tage, als du Monkford besuchtest, entschied Miß Revellstoke, welche Rolle du spielen solltest. Du hast uns erzählt, wie nach deiner Rückkehr Monkford Miß Revelstoke, anrief und dich über alles lobte. Monkford ist niemals in die Nähe des Telephons gekommen. Darauf folgte der geheimnisvolle Ring — wieder Monkford. All dieses sollte dem Testament, das von Henry bereits aufgesetzt und dessen Unterschrift gefälscht worden war, Wahrscheinlichkeit verleihen.

Unglücklicherweise für die arme Frau hatte Arnold den Ring, den sie dir gab, bereits auf einem ihrer Jugendbilder gesehen. Genau dieselbe Fassung und genau derselbe Ring! Das brachte ihn auf die Fährte. Als er zu mir kam und mir eine Beschreibung des Schmuckstückes gab, konnte ich ihm bestätigen, daß es derselbe Ring war, den ich für diese Frau am Tage unserer Ankunft in Kopenhagen gekauft hatte!

Alice Long war in der Lage, uns zu berichten, was am Nachmittage vor Monkfords Mord geschah. Henry und Crayley — ich glaube, daß Henry der leitende Geist dabei war — erzählten Monkford, daß Arnold über ihn und dich, Nora, Gerüchte verbreitet habe. Monkford war selbstverständlich sehr aufgebracht. Obgleich er dich gern gehabt haben mag, dachte er doch nicht an Liebe und Heirat. Im Gegenteil, er war ein eingefleischter Junggeselle. Aber sie mußten seine Gesinnung ändern, damit er Arnold nicht mehr traute. Darin lag ihr teuflisches Genie. Sie wußten, daß, wenn er über den Wetter erzürnt wäre, er meinen Sohn von sich fern halten würde, und das beabsichtigten sie gerade, um ihr elendes Werk zu vollenden. Wie er starb, weißt du. Das Telephon war wahrscheinlich Cravels Erfindung, denn er war ein sehr befähigter Arbeiter.

Ich kann sagen, daß ich niemals ahnte, wer Miß Revellstoke war, selbst nachdem ich vom Ringe gehört hatte. Erst in der Nacht, als ich einen Brief in den Briefkasten werfen wollte, überholte mich eine Autodroschke, in der ein alter Herr saß. Die Hand des ‚Alten Herrn' stützte sich auf das Fenster. Ich konnte nur flüchtig das Gesicht sehen, aber die schwarzen Augen schauten mich für einen Augenblick an, und ich wäre fast umgefallen. Alle diese Jahre haben die Erinnerung an Alicia Ostrander nicht verwischen können, und ich wußte, daß Alicia Ostrander und Miß Revellstoke ein und dieselbe Person waren. Es war kein Grund vorhanden, warum ich sie miteinander verbinden sollte, aber ich tat es doch.

Meine Autodroschke verfolgte die andere, bis wir Colville Gardens erreichten, wo sie in der hinteren Einfahrt verschwand. Nun war ich meiner Sache sicher. Ich unterhielt mich etwas mit meinem Führer und fragte ihn, ob er den anderen Wagen noch verfolgen wolle, falls er nochmals herausführe. Sein Wagen war neu, und als ich ihm sagte, wer ich sei, war er nicht nur einverstanden, sondern sogar sehr neugierig. Ich glaube, daß er mich sogar für einen alten Schwerenöter hielt! Allerdings erwartete ich nicht, daß sie nochmals ausfahren würde, doch während wir uns noch unterhielten, kam der Wagen heraus und fuhr so dicht an uns vorbei, daß ich das Gesicht des Führers erkennen konnte.

Jetzt waren alle Zweifel verschwunden. Zum Glück regnete es, denn sonst hätten wir die Verfolgung nicht durchführen können, da ihr Wagen bedeutend leistungsfähiger war. Außerhalb der Stadt wurde es leichter, denn beide Wagen konnten nur vorsichtig fahren. Mit Mühe überredete ich den Führer, die Lichter abzublenden, aber ich hätte mir diese Vorsichtsmaßnahme ersparen können, da sie die Verfolgung nicht erwartete und kaum einmal nach rückwärts Ausschau hielt. Endlich gelangten wir an einen Ort, der, wie ich annahm, Heartsease war, von dem ich so viel gehört hatte. Ihr Wagen lenkte in die Einfahrt ein, und ich setzte meinen Weg zu Fuß fort.

Inzwischen regnete es sehr stark, und ich hatte mich unter eine Zeder gestellt, die mir etwas Schutz bot. Die Frau war im Hotel verschwunden, und ich sah einen Mann herauskommen, der den Wagen anscheinend in die Garage brachte. Ich wartete und wartete und kam mir selbst sehr lächerlich vor. Ich wunderte mich, was der Autoführer von mir dächte und kam zur Ansicht, daß es das Vernünftigste wäre, wenn ich nach Hause zu meinen beunruhigten Dienstboten zurückkehrte. Ich ging in die Einfahrtsstraße zurück, als vor mir zwei helle Lichter aufleuchteten, und hatte gerade noch genügend Zeit, um mich zu verstecken, als ein Motorkrankenwagen an mir vorbeifuhr. Dieser hielt aber nicht am Hauseingang zum Hotel, sondern vor der Seitentür, in der Miß Revellstoke verschwunden war.

Ich wanderte zurück und hielt mich dabei immer verborgen. Ich sah, wie eine Tragbahre aus dem Wagen hervorgeholt wurde, und wie ein Mann, ich glaube, es war Cravel, jemand in seinen Armen hochhob und ins Hotel trug. Der Krankenwagen lenkte sofort um und fuhr den Weg zurück, den er gekommen war. Meine Neugierde war angestachelt, und obgleich ich nicht mehr jung bin, ist doch noch viel Gewandtheit in mir. Die Haupteingangstür war geschlossen, doch lag darüber die Säulenhalle mit dem kleinen Balkon. Hier wäre beinahe ein Unfall geschehen, der sehr gefährlich ablaufen konnte. Arbeiter hatten den Rasen ausgegraben, und ich wäre fast in ein tiefes Loch gestürzt. Aber ich fiel nur auf den Rasen, verlor meine Augengläser und verdarb vollständig meinen Gesellschaftsanzug, den ich ja immer noch anhatte. Fünf Minuten anstrengender Arbeit brachten mich auf den Balkon über der Säulenhalle und an ein Fenster, das ich bald geöffnet hatte.

(Schluß folgt.)

Polnisch-Schlesien

Warum liest du die Arbeiterpresse nicht?

Die weit größere Hälfte der schlesischen Arbeiterschaft liest überhaupt nichts. Die Entschuldigung dafür ist der niedrige Lohn, der kaum für das tägliche Brot hinreicht. Die zweite Hälfte der schlesischen Arbeiterschaft greift wohl nach einer Zeitung hin, doch ist das bis zu 90 Prozent die Presse der Kapitalisten, also ihrer Feinde. Nur ein geringer Bruchteil der Arbeiterschaft liest die Arbeiterpresse. Frägt man nach der Ursache, warum der Arbeiter anstatt die Arbeiterpresse, die Presse der Kapitalisten liest, so erhält man zur Antwort, daß die Zeitung mehr Papier bringt und dergleichen Ausreden. Diejenigen also, die keine Zeitung lesen, als auch diejenigen, die die Presse der Kapitalisten lesen, tuen das angeblich aus Sparsamkeitsrücksichten. Im ersten Falle reicht der Lohn überhaupt nicht für eine Zeitung und bei den anderen reicht der Lohn für eine bürgerliche Zeitung, die recht viel Papier ihren Lesern zu verschenken hat. Es steht zweifellos fest, daß die Löhne in Ost-Oberschlesien miserabel sind, die ein menschliches Dasein unserer Arbeiterschaft fast unmöglich machen.

Und warum sind die Löhne so miserabel? Deshalb, weil der Arbeiter nicht sozialistisch aufgeklärt ist **und er ist deshalb unaufgeklärt, weil er nichts liest** oder aber eine Presse liest, **die ihm einreden will, daß die Interessen seiner Ausbeuter über den Interessen der Arbeiterschaft stehen.** Der englische Arbeiter verdient reichlich 6 mal so viel wie der oberschlesische Arbeiter und selbst der deutsche Arbeiter verdient dreimal so viel wie unser Kumpel. Der englische Arbeiter liest seine Presse, desgleichen der deutsche Arbeiter. Die sozialistische Arbeiterpresse in den beiden Ländern wird in vielen Millionen Exemplaren gedruckt und durch die Arbeiter gelesen. Der englische und der deutsche Arbeiter wird durch seine Presse aufgeklärt **und darin liegt seine Macht.**

In Ost-Oberschlesien wird wenig gelesen und das, was gelesen wird, ist die Presse der Kapitalisten. Ueber die Auflage der Arbeiterpresse verlohnt es nicht einmal zu reden. Direkt beschämend ist das. Diese Gleichgültigkeit unserer Arbeiterschaft ihrer Presse gegenüber hat die Arbeiterschaft schwer zu büßen. Das kommt kraß zum Ausdruck durch die fortwährende Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage der Volksmassen. Anstatt besser wird es immer bei uns schlimmer. Die Teuerung greift wie eine Seuche immer mehr um sich herum, gegen welche die Arbeiter machtlos sind. Wir sind fest überzeugt, daß nächstes Jahr um diese Zeit der schlesische Arbeiter mindestens um 30 Prozent schlechter gestellt sein wird als er bereits heute steht. Das weiß jeder von uns und doch unternehmen die Arbeiter nichts, um das Uebel abzuwenden. Das ist darauf zurückzuführen, weil der Arbeiter nichts liest oder er liest die bürgerliche Presse, die seine Abwehrkraft lähmt. Er gleicht einem lebendigen Leichnam, der wohl das Uebel sieht, aber es nicht abwehren kann. Der Arbeiter muß sich aufraffen und dem Uebel begegnen. Das ist er **seiner Familie, seinen Kindern, die im Elend leben müssen, schuldig.**

Er muß zum Kampfe rüsten. Die wirksamste Waffe ist **hier die Arbeiterpresse.** Sie klärt ihn auf, zeigt ihm sein Ziel und muntert ihn auf. Sie läßt ihn nicht verzagen, sondern führt ihn unerschrocken zum Ziele. Das Arbeiterblatt ist der beste Freund des Arbeiters, der nicht versagt. Sie ist sein treuer Freund und Berater, auf den sich der Arbeiter zu jeder Zeit verlassen kann. Die kapitalistische Zeitung ist sein falscher Freund, der ihn auf Abwege führt, ihm die Augen verschleiert, damit er den Abgrund, in den er hineinfallen soll, nicht sieht.

Arbeiter, stoßt also diesen falschen Freund beiseite und greift nach der Arbeiterpresse — dem „Volkswille".

Wer unter die Soldaten geht...

Einem Arbeiter aus Schwientochlowitz ist anläßlich einer Reserveübung beim P. A. P. in Krakow von der Kammer sein bester Anzug abhanden gekommen. Beim Abgang wurde der Verlust protokolliert und seitens des Bestohlenen ein Antrag auf Schadenersatz gestellt. Da jedoch nach Verlauf eines Monats die betreffende Militärbehörde kein Lebenszeichen mehr von sich gab, richtete der empfindlich Geschädigte ein Schreiben an das Kommando der P. A. P. Ein weiterer Monat eisigen Schweigens folgte. Daraufhin wurde ein eingeschriebener Brief losgelassen, wo dringend um Ausgleich des Verlustes ersucht wurde. Und siehe da, im Verlauf einer Woche kam jetzt Antwort, aber nicht die gewünschte, denn das Schreiben der Militärbehörde ignorierte die Schadenersatzforderung vollständig und teilte nur mit, daß diese Diebstahlsangelegenheit der Staatsanwalt in den Händen hat. Der Bestohlene richtete nun ein dringendes Schreiben an dasselbe Kommando mit dem Hinweis, daß ihm nichts daran liegt, ob der Täter belangt wird oder nicht, vielmehr ersuchte er um klare Antwort auf seinen Schadenersatzantrag. Diese erhielt er auch wiederum prompt, aber der Inhalt ist merkwürdig kurz und lautet, daß es dem Antragsteller freisteht, gegen das Kommando eine Zivilklage anzustrengen.

Das ist doch eine eigenartige Auffassung der betreffenden Kommandantur über die Haftpflicht für übernommene Zivilsachen. Heute in der schweren Zeit bedeutet der Verlust eines Anzuges für den Arbeiter ein Vermögen, daß fast unerschwinglich ist. Zuguterletzt wird er für seinen Verlust noch verhöhnt, indem er auf die ordentlichen Gerichte verwiesen wird.

Dieser Fall sollte den hiesigen Arbeitern als Warnung dafür dienen, daß sie bei Einziehungen zum Militär das schlechteste Zeug auf die Reise anziehen, damit sie vor empfindlichem Schaden bewahrt werden.

Ueber die Bautätigkeit in Ost-Oberschlesien.

Das erste Halbjahr, nämlich Frühjahr und Sommer, wurde in Ost-Oberschlesien wenig oder fast gar nicht gebaut. Erst im Spätsommer kam die Bautätigkeit von dem toten Punkt. Den Anfang hat eigentlich die schlesische Wojewodschaft gemacht. In ganz Ost-Oberschlesien und zwar in den Kreisen Kattowitz, Schwientochlowitz, Rybnik, Pleß, Tarnowitz und Lublinitz als auch in den Städten Kattowitz und Königshütte werden gegenwärtig 2800 Häuser gebaut. Es sind größtenteils Wohnhäuser mit ungefähr 3000 Wohnungen in der Größe von 2, 3, 4 und 5 Zimmer. Das in diesen Neubauten investierte Kapital, wird mit 40 Millionen Zloty berechnet. Eine solche Bautätigkeit könnte uns schon zufriedenstellen, wenn sie nur andauern möchte. Leider sieht danach gar nicht aus.

Die Verwendung der Dollaranleihe

Nun steht es bereits fest, daß die 70 Millionen Dollaranleihe für Polen bereits zur Tatsache geworden ist. Die Anleiheverhandlungen haben mit Unterbrechungen fast ein Jahr gedauert und sind wiederholt abgebrochen bezw. verschoben worden. Glücklich wurden alle Klippen umschifft und die Anleihe unter Dach und Fach gebracht. Wir wollen uns daher diese Anleihe etwas näher anschauen.

Die Höhe der Anleihe beträgt bekanntlich 70 Millionen Dollar zum Kurse von 92 oder anstatt 100 Dollar erhalten wir nur 92 Dollar. Wir bekommen also keine 70 Millionen Dollar, sondern nur 64,4 Millionen Dollar ausgezahlt, weil der Emissionskurs 92 beträgt. Der Amortisationskurs beträgt 103 oder wir müssen anstatt 100 103 Dollar zurückzahlen. Polen erhält 64,4 Millionen Dollar, wird ab 72 Millionen Dollar zurückzahlen müssen. Der Verlust beträgt hier 7 600 000 Dollar. In Zloty ausgedrückt erhält Polen 579,6 Millionen Zloty, wird aber 648 Millionen Zloty zurückzahlen müssen. Nun kommen alljährlich die Zinsen dazu. Die Zinsen müssen von 70 Millionen Zloty gezahlt werden. Sie betragen 7 Prozent oder 4 900 000 Dollar jährlich. Nachdem wir aber nur 64,4 Millionen Dollar Anleihe erhalten, erhöhen sich die Zinsen auf 7,61 Prozent. Die Anleihe muß in 33 Jahren getilgt werden und die jährlichen Tilgungsraten betragen 2 185 000 Millionen Dollar oder 3,39 Prozent. Wir werden also jährlich Zinsen einschließlich Tilgungsraten in der Höhe von 7 085 000 Millionen Dollar oder rund 11 Prozent an die Amerikaner abzahlen müssen. Diese Zinshöhe wird sich selbstverständlich durch die Tilgung der Anleihe um 0,33 Prozent ermäßigen. Polen wird also jährlich 63 765 000 Zloty den Amerikaner für die Anleihe zahlen müssen.

Das ist wohl ein glänzendes Geschäft aber mehr für die Amerikaner als für uns. Doch hilft hier das philosophieren nicht viel, weil wir das Geld dringend benötigen. Die polnische Handelsbilanz ist seit Frühjahr derart passiv, daß sich der Zloty nicht mehr sicher fühlt. Er braucht Stütze. Eine weitere Absperrung von der übrigen Welt ist nicht gut ratsam. Wir ringen ja ohnehin miteinander nach Weltluft. Die schreckliche Päßsteuerung hatte bewirkt, daß in einigen polnischen „Bädern" bereits für ein Glas Tee 2,50 Zloty verlangt wird. Dem Zloty soll also die Dollaranleihe helfen. Sie wird zum Teil zur Einlösung des Grabskigeldes (die papierenen 5- und 2-Zlotyscheine) dienen. Nur ein Bruchteil von der Anleihe wird dem wirtschaftlichen Leben zugeführt werden können.

Wir haben bereits gesagt, daß die Anleihe wohl ein glänzendes Geschäft ist, aber nicht für uns. Sie kostet Polen 11 Prozent Zinsen jährlich, einschließlich der Tilgungsquote. Falls sie dem wirtschaftlichen Leben zugeführt werden sollte, so wurden zu diesen 11 Prozent die einheimischen Bankspesen zugerechnet werden müssen. Als solche sind die Stempelsteuer, Umsatzsteuer und Provisionen hinzuzurechnen. Neben der Bank Polski kommen sicherlich noch andere polnische Banken in Frage. Dadurch erhöhen sich die Spesen. Falls der Staat nicht zuzahlen wird, wird das Geld unter 16 Prozent jährlich, kaum zu haben sein. Nun wurde der Zinsfuß in Polen auf 12 Prozent jährlich festgesetzt und die Bank Polski wird auch zu diesem Zinsfuß das Geld ausleihen müssen. Für Häuserbau ist das Geld zu teuer, kommt also gar nicht in Frage. Höchstens der Handel und die Industrie, die bekanntlich durch hohe Schutzzölle gedeckt ist, kann auf solche Anleihen reflecktieren. Für die schlesische Schwerindustrie, die auf Export eingestellt ist, ist diese Anleihe zu teuer. Sie wird also für Regulierung der Flüsse, für den Ausbau der Landstraßen und Bau neuer Bahnlinien verwendet werden können. Hoffentlich wird auch die schlesische Wojewodschaft für die Regulierung der Brinitza, der schwarzen Przemsa usw. einen kleinen Bruchteil von der Dollaranleihe erhalten.

Freispruch im Kattowitzer Wohnungsprozeß

Gänzliches Versagen der Zeugen — Anklage- und Verteidigungsreden — Das Urteil

Einen nicht überraschenden Ausgang nahm die Kattowitzer Wohnungsaffäre durch die erfolgte Freisprechung aller drei Angeklagten. Schon der Verlauf dieses Prozesses ließ für den aufmerksamen Beobachter kaum eine andere Schlußfolgerung zu. Hervorzuheben ist noch einmal die Tatsache, daß der ganze Zeugenapparat, wie selten in einem anderen Prozeß vollkommen versagte und damit auch die Anklage des Staatsanwalts ins Wasser fiel. Das Gewicht fiel hierbei, daß sich eine ganze Masse der vernommenen Zeugen, an die einzelnen Begebenheiten, nicht mehr erinnern konnten. Aeußerst bezeichnend ist jedenfalls der Umstand, daß einige Zeugen, die vor dem Untersuchungsrichter s. Zt. gemachten Aussagen unter verschiedenen glaubwürdigen und wenigen glaubwürdigen Entschuldigungen widerriefen, so daß sich der Staatsanwalt veranlaßt sah, das Gebäude solcher Einzelzeugen „aufzufrischen" und diese zu verwarnen, ja selbst Strafantrag wegen Meineidverdachts zu stellen. Auch die letzten Zeugen wußten zur Sache nicht viel auszusagen.

Für den Anklagevertreter war es eine mühevolle Aufgabe, in seinem Plädoyer grundsätzliche Schuldbeweise für die Angeklagten anzuführen denn es mangelte, wie der Staatsanwalt selbst betonen mußte, an den notwendigen Zeugenaussagen, aus denen eine lückenlose Schuld der Beklagten hätte hervorgehen müssen. Jedoch stützte der Anwalt seine Anklage auf einzelne glaubwürdige Aussagen, wies ferner auf das Zusammentreffen verschiedener Umstände hin, aus denen nach logischer Folgerung eine Schuld der Beklagten hervorging. Gerade die katastrophale Wohnungsnot in der Wojewodschaft, welche seit Jahren anhält, hat **eine bezeichnende Blütenauslese von Korruptionswirtschaft** ergeben und manchen unlauteren Charakter dazu veranlaßt, aus der Notlage weiter Volkskreise ein Geschäft zu machen. In diesem Prozeß wären, um den näheren Umständen weitgehendst Rechnung zu tragen, nur die eigentlichen Hauptschuldigen auf die Anklagebank zitiert worden, obwohl ein großer Teil der Zeugen nach den Ausführungen des Staatsanwalts wegen Begünstigung und Verleitung zu den strafbaren Handlungen, durch Anbieten von Bestechungsgeldern gleichfalls unter Anklage gestellt hätten werden müssen. Aus verschiedenen Unterlagen und zwar Briefen und Wohnungszuweisungslisten stehe einwandsfrei fest, daß eine unberechtigte Wohnungszuweisung erfolgt ist, indem verschiedene Personen außer der Reihenfolge in ganz kurzer Zeit berücksichtigt wurden, dagegen Tausende von Wohnungssuchende jahrelang auf eine Wohnung warten mußten. Die größte Schuld trage in fast allen zur Last gelegten Fällen der frühere Wohnungskommissar Smietana, während die beiden Mitangeklagten lediglich als Vermittler anzusehen seien. Irgendwelche mildernde Umstände könnten weder Smietana, der ein monatliches Einkommen von 900 Zloty hatte, noch den beiden Mitschuldigen zuerkannt werden, da keinen der Angeklagten sich in einer Notlage befunden habe.

Der Staatsanwalt beantragte für Smietana 2 Jahre Zuchthaus, ferner für Better 1 Jahr Gefängnis und Hecht 3 Monate Gefängnis.

Am Nachmittag begannen nach einstündiger Unterbrechung die Verteidigungsreden. In glänzender Rhetorik wurde in den einander abwechselnden Ausführungen der Rechtsbeistände hervorgehoben, daß in der zweitägigen Beweisaufnahme eine direkte Schuld der Angeklagten auch nicht in einem einzigen Falle nachgewiesen werden konnte und die Zeugenaussagen, welche in der Regel nur eine Wiedergabe des von dritter Seite Gehörten waren, für eine Verurteilung keineswegs ausreichten. Nach einer etwa halbstündigen Beratung und zwar gegen ½7 Uhr abends wurde das Urteil bekanntgegeben.

Die drei Angeklagten wurden freigesprochen mit der Begründung, daß es an den notwendigen Schuldbeweisen mangele. Das Gericht erkennt an, daß verschiedene Unregelmäßigkeiten und Unstimmigkeiten bei der Wohnungszuweisung vorgelegen haben, konnte jedoch an eine Verurteilung nicht herangehen, da auch für den Fall, daß Bestechungsgelder tatsächlich entgegengenommen wurden, von einer Verfehlung im eigentlichen Sinne nicht die Rede ist, weil bekanntlich die Zuweisung der Wohnungen mit Genehmigung der sechsgliedrigen Wohnungskommission, jedoch nicht durch Smietana allein zu erfolgen hatte, letzterem aber eine willkürliche Zuweisung nicht nachgewiesen werden konnte. Selbst in den Fällen Friedlaender, Eichbaum und Haßler reichen laut Begründung des Gerichts die Beweise für eine Verurteilung nicht aus. Bei der Listenführung im Wohnungsnachweisamt was das Gericht nicht außeracht lassen will, können auch Fehler und Irrtümer seitens der Unterbeamten unterlaufen sein. Mit einem gewissen Vorbehalt seien schließlich die damals herumschwirrenden Gerüchte, nach welchem in kürzester Zeit Wohnungszuweisungen an bestimmte Personen erfolgt seien, aufzunehmen, da vielfach auf Anordnung der höheren Instanz (Wojewodschaft) für Staatsbeamten kurzerhand Wohnungen zur Verfügung gestellt werden mußten und derartige Fälle alsdann durch das Publikum infolge Verallgemeinerung zum Vorwurf Anlaß gaben und als Anschuldigung dienten.

Bekanntlich hat die schlesische Wojewodschaft aus den Budgetüberschüssen viele Millionen Zloty für Häuserbauten bereitgestellt und selbst größere Beträge für diese Zwecke in Warschau beschafft. Das diesjährige Budget der schlesischen Wojewodschaft verspricht einen Ueberschuß von ungefähr 30 Millionen Zloty abzuwerfen. Alle haben damit gerechnet, daß gerade die Budgetüberschüsse im nächsten Jahre meistens für Häuserbauten verwendet werden. Diese Voraussicht scheint sich nicht zu erfüllen, weil Warschau auf die schlesischen Budgetüberschüsse die Hand legen will. Die Budgetkommission des Schlesischen Sejms hat vom schlesischen Wojewoden ein Schreiben bekommen, in welchem mitgeteilt wird, daß alle Budgetüberschüsse als Anteil der Zentralregierung an den Einnahmen der Wojewodschaft nach Warschau abgeführt werden müssen. Wir sind also um eine Hoffnung ärmer geworden, was umso schmerzlicher ist, daß die Lösung des Wohnungsproblems in die Ferne rückt und ferner auch die Arbeit- und Verdienstmöglichkeit schwindet. Angeblich hat uns Warschau Geld für die Winterkartoffel und Bauzwecke gegeben. Alles zusammen sollte es 7 Millionen Zloty betragen haben. Die Budgetüberschüsse für das 1. Budgetvierteljahr machen aber 11 Millionen Zloty aus. Bei solchem Geben hat Warschau 4 Millionen Zloty in einem Vierteljahre profitiert und wird noch mehr als 20 Millionen unserem Wirtschaftsleben entziehen.

Schlesischer Sejm

Die nächste Sitzung des Schlesischen Sejm findet am Mittwoch, dem 19. dieses Monats, statt. Die Tagesordnung sieht nur die Erledigung kleinerer Angelegenheiten vor.

Beratungen über die neue Gewerbeordnung

Auf Grund einer besonderen Aufforderung durch das Ministerium für Handel und Industrie begeben sich Delegierte sämtlicher Handwerkskammern Polens nach Warschau, um bei einer Konferenz, welche zwecks Stellungnahme zur neuen Gewerbeordnung und Durchberatung der Ausführungsbestimmungen beim Ministerium für Mittwoch, den 26. Oktober, vormittags 10 Uhr, angesetzt worden ist, zugegen zu sein. Als Repräsentant der Handwerkskammer in Kattowitz wird Abgeordneter Sobotta an der Konferenz in Warschau teilnehmen.

Vor der Reform des Gerichtswesens

Wir stehen in Polen vor einer gründlichen Reform des Gerichtswesen. Sie soll im Wege der Präsidentenverordnung für ganz Polen einschließlich Ost-Oberschlesien eingeführt werden. Die bisherigen Namen der Gerichte werden geändert. Anstatt Kreisgerichte sollen sie künftighin Sady grodzkie (grod — alte slavische Burg) heißen. Was man mit dieser Aenderung erreichen will, ist nicht einzusehen. Die heutigen Bezirksgerichte (sondy okrengowe) sollen ihren ursprünglichen Namen wieder erlangen und werden Sondy ziemskie (Landgerichte) heißen. Ueber diesen beiden werden Appellationsgerichte und das höchste Gericht in Warschau errichtet. An den Gerichten werden nachstehende Richter fungieren: Berufsrichter, Friedensrichter, Handelsrichter, Geschworenen, Staatsanwälte usw. Bis dahin werden nur die Namen geändert. Doch bringt die Verordnung eine Reihe Neuigkeiten in das bisherige Gerichtswesen. Die bisherigen Schöffengerichte die sich wohl bewährt haben, werden abgeschafft und an ihre Stelle tritt der Strafrichter. Alle Vergehen, für die eine Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre vorgesehen ist, wird von diesem Richter erledigt. Für unsere Verhältnisse bedeutet das eine wesentliche Verschlechterung. Die Appellationsgerichte müssen sich aus drei Fachrichtern zusammensetzen, desgleichen die Handelsgerichte. Die letzteren werden so gebildet, daß ein Landrichter als Vorsitzender und zwei Handelsrichter fungieren werden. Als Handelsrichter können auch Fachleute, die keine Richter sind, zugezogen werden. Bei den Landgerichten werden neben den Handelsgerichten auch die Schwurgerichte eingerichtet. Als Steuerung sieht die Verordnung vor, daß als Leiter der Geschworenen der Gerichtsvorsitzende fungiert der an den Beratungen der Geschworenen teilnimmt und sie leitet, die Abstimmung anordnet und den Geschworenenspruch verkündet. Die Verordnung bestimmt ausdrücklich, daß die Frauen keine Geschworenen sein dürfen, sonst ist von den Frauen keine Rede. Die Frau kann wohl Richter werden, sie darf aber nicht als Geschworener fungieren. Geschworenengerichte sind Volksgerichte, weshalb es unverständlich erscheint, warum gerade die Frau aus den Reihen der Geschworenen ausgeschlossen werden soll.

Als Richter und Staatsanwälte können nur solche Personen zugelassen werden, die das 25. Lebensjahr und Rechtsstudien beendet und die Prüfung bestanden haben. Sie müssen außerdem vorhin drei Jahre als Gerichtsassessoren fungiert und die Richterprüfung bestanden haben. Die Verordnung läßt Ausnahmen zu in dem sie sagt, daß Rechtsprofessoren und Dozenten an den polnischen Universitäten, ferner Rechtsanwälte, Militärrichter und Militärstaatsanwälte und Referendarbeamten des Justizministeriums sofort als Richter zugelassen werden können, ohne, daß sie vorhin drei Jahre Gerichtsassessoren sein brauchen. Auch sind sie von der Richterprüfung befreit. Zwei Jahre nach dem Inkrafttreten dieser Verordnung kann der Justizminister die Richter nach seinem Ermessen versetzen.

Das sind die wichtigsten Bestimmungen der künftigen Verordnung. Sie hat leider Lücken, die vor allem in der Ausschaltung der Schöffen bei den heutigen Kreisgerichten und die Belassung des einzelnen Strafrichters zu erblicken ist. Sie schließt die Frau aus den Reihen der Geschworenen aus und stellt die Geschworenen unter die Leitung eines Fachrichters. Schließlich läßt sie zu, daß Personen ohne vorherige Praxis sofort als Richter ernannt werden können.

Kattowitz und Umgebung

„Wiener Blut".

Operette in 3 Akten von Viktor Leon und Leo Stein.
Musik von Johann Strauß.

Es ist nicht mehr zu leugnen, daß die Operette älteren Genres im Gegensatz zu den heutigen Schöpfungen auf dem Gebiet der leichten Muse weitaus wertvoller und schöner sind. „Wiener Blut" war ja schon immer ein Schlager für sich gewesen, und darum ist es doppelt erfreulich, daß die Theaterleitung zum Debut der diesjährigen Operette gerade dieses Stück ausgesucht hat. Wenn auch der Inhalt nicht über den üblichen Durchschnitt hinausgeht, so sind doch einige sehr gut gezeichnete Figuren vorhanden, wohl auch heute noch im lieben Wien nicht ganz ausgestorben sind. Und dann der herzerfrischende, echte Wiener Humor, Wiener Fröhlichkeit und Leichtsinn, und natürlich — Straußens bezaubernde Musik! Ja. da liegen noch Schwung und Melodik drin, besonders die schmeichelnden Walzer, die sich nun wieder für Tage in unser Ohr eingeschlichen haben. Dem „Wiener Blut" sind eben alle gut, und das ist kein Wunder.

Mit der gestrigen Aufführung lernten wir das neue Operettenpersonal kennen, und es kann wohl ohne Einschränkung behauptet werden, daß man zufrieden sein kann. Am Pult schwang Hans Peyser mit gutem Geschick den Dirigentenstab und interpretierte die reizende Musik temperamentvoll und verlockend. Ihm und dem braven Orchester gebührt volle Anerkennung. — Ilona Halden sang und spielte die Gabi ganz entzückend. Auch Dora von Pachmann war eine anziehende Tänzerin, gesanglich auch zufriedenstellend. So ein echtes, rechtes Wiener Mädel brachte Mimi Furth auf die Bühne, man kann es verstehen, daß sich der Graf in diese Probiermamsell verguckt hat. Und singen konnte sie auch. Hans Lindner gab den Grafen Zedlau mit viel Temperament, ein echter Lebemann. Gesanglich konnte er stellenweise nicht imponieren, ob das an einer Indisposition lag oder Tatsache ist, wird erst die Zukunft lehren. Ein Kapitel für sich war Reinhold Gronert, der auch das Ganze leitete, als Premierminister. Er „sächselte" sehr anschaulich und hatte durch glänzende Komik die Lacher bald auf seiner Seite. Dasselbe kann man von Martin Ehrhardt sagen, dessen Kammerdiener einfach großartig war. Mit diesem Künstler werden wir hoffentlich noch recht viel vergnügte Stunden erleben. Einen gelungenen Typ brachte Franz Madl als Karussellbesitzer heraus, da konnte man lachen. Laßlo Forro, Graf Bitowski, soll sich vor lächerlichen Uebertreibungen hüten. Die kleineren Rollen waren gut besetzt. Eine besonders angenehme Ueberraschung bot die Balletteinlage der Ballettmeisterin Kraljewa und ihrem Korps. Hier scheint ein verheißungsvoller Stern am Tanzhimmel aufgegangen zu sein; denn die Leistungen waren über die Maßen ansprechend und zeugten nicht nur von guter Körperkultur, sondern auch von genialen Ideen. Die Bühnenbilder waren gut gelungen. Die Kostüme sehr geschmackvoll, wofür Karl Strack und Lil Doert gesorgt hatten. Ein solches Spiel vervollständigt das Ganze, so daß also der erste Operettenabend ein glücklicher Anfang zu nennen ist. — Das Haus war vollständig ausverkauft und die Künstler wurden mit stürmischem Beifall überschüttet. Zum Schluß möchten wir die Theaterleitung bitten, endlich einmal die sogenannte „Stühlchenplage" abzuschaffen und schießlich 1—2 Sitze läßt man sich noch gefallen, aber gestern waren es reichlich mehr von der Sorte. Also bitte: Fort mit dieser Unsitte, sie verübelt einem jeden Genuß. A. K.

Deutsches Theater Katowice. Bei der gestrigen Aufführung, „Wiener Blut" sind mehrere vorbestellte Karten an der Abendkasse nicht abgeholt worden. Infolgedessen ist die Leitung des Deutschen Theaters gezwungen, die vorbestellten Karten von jetzt an nur bis Mittag 1 Uhr am Aufführungstage zu reservieren. Nach dieser Zeit wird über die Karten anderweitig verfügt.

Volkshochschule Kattowitz. Beginn der Winterarbeit. In der Woche vom 17.—22. Oktober beginnt in den Räumen des Lyzeums die Volkshochschule Kattowitz wieder mit ihren Unterrichtskursen und Vorlesungen, und zwar: 1. Polnisch für Anfänger, Montag und Donnerstag v. 7—8; 2. Polnisch für Fortgeschrittene (Lektüre, Konversation und grammatische Wiederholungen) Dienstag und Freitag von 7—8; 3. Englisch für Anfänger, Mittwoch von 7—8; Esperanto für Anfänger, Montag und Donnerstag von 8—9, und Vortragsreihe: Deutsche Geschichte im Umriß mit besonderer Berücksichtigung des Ostens, Mittwoch von 8—9, von Dr. Hans Krpetz. 6. Englisch für Fortgeschrittene, Lektüre von Galwerthy's Hta Fersyte Saga, Montag von ½6—7. Die Einschreibungen nimmt die Buchhandlung von Hirsch am Ring entgegen. Zur Semestereröffnung findet Donnerstag abends 8 Uhr im Zeichensaal des Lyzeums ein Lichtbildervortrag über Finnland mit Rezitationen und Liedern statt. Vorverkauf gleichfalls in der Hirsch'schen Buchhandlung.

Vom städtischen Kinder-Krankenhaus. Der Kattowitzer Magistrat beabsichtigt aus hygienischen Gründen in allernächster Zeit an die Verlegung der Station für ansteckende Krankheiten, welche sich bis dahin in unmittelbarer Nähe der Milchküche im städtischen Kinder-Spital befindet, heranzugehen, um durch diese anerkennenswerte Maßnahme einer Uebertragung der Krankheiten durch Ansteckung vorzubeugen. Die beabsichtigte Verlegung soll nach dem städtischen Krankenhaus erfolgen, welches hierfür besondere Räume in einem speziellen und abgeschlossenen Pavillon vorsieht. Auf diese Weise gewinnt man auch an freiwerdenden Räumen im Kinder-Spital für kranke Kinder, welche keine ansteckenden Krankheiten aufweisen.

Entdeckung von Kinosteuerbetrügereien. Eine aufsehenerregende Verhaftung nahm die Kriminalpolizei in Kattowitz vor. Der Besitzer der Kammerlichtspiele, Baumeister Tichauer, und der Geschäftsführer der Palastlichtspiele wurden wegen angeblicher Steuerhinterziehungen und Stempelfälschungen verhaftet. Auf die Fälschung wurde man erst jetzt aufmerksam, nachdem bei der Steuerabteilung des Magistrates die Beobachtung gemacht wurde, daß die Einnahmen aus der Kinosteuer immer mehr zurückgehen.

Büroverlegung. Vom 20. Oktober ab wird das städtische An- und Abmelde-Nachweisamt, welches sich z. Zt. auf der ulica Slowackiego (Schillerstraße) in Kattowitz befindet, nach dem Gemeindehaus im Ortsteil 3 (Zalenze) verlegt und zwar nach den Räumen, in denen sich augenblicklich die städtische Kartoffel-Verteilungsstelle befindet, welche nach Durchführung der Kartoffel-Aktion durch erfolgte Zuweisung, aufgelöst wird.

Wohnungsbrand. Am Donnerstag, vormittags nach 12 Uhr, brach in der Wohnung der Familie K. auf der Holtzestraße 37 in Kattowitz Feuer aus und zwar wurde infolge Ofenhitze, das hinter dem Ofen befindliche Holz zur Entzündung gebracht. Das Feuer wurde in kurzer Zeit lokalisiert, so daß ein nennenswerter Schaden nicht entstanden ist.

Janow. (Gemeindevertretersitzung.) Bei der letzten Gemeindevertretersitzung wurden 200 Zloty für die Schulkinder bewilligt, deren Eltern infolge Armut oder Arbeitslosigkeit nicht imstande sind, die Unkosten zur Besichtigung der Ausstellung in Kattowitz zu tragen. Die Schulleitung hat dazu von den Schulkindern der älteren Jahresklassen extra Beträge eingezogen. Die Besichtigung der Ausstellung erfolgte, natürlich nahmen nur diejenigen daran teil, welche die Geldbeträge an die Schulleitung entrichtet haben. Die Kinder der Arbeitslosen und Ortsarmen wurden davon ausgeschaltet, obgleich die 200 Zloty dazu bewilligt wurden. Da bei der Gemeindevertretersitzung vom Gemeindevorsteher die Erklärung abgegeben wurde, daß von diesem Gelde nur die armen Schulkinder berücksichtigt werden sollen, was aber nicht geschehen ist, sind über die Verwendung obiger Summe verschiedene Gerüchte im Umlauf. Hier müßte die nächste Gemeindevertretersitzung, ebenfalls aber auch die Schulleitung Klarheit darüber schaffen, zu welchen Zwecken diese Summe benutzt wurde.

Das Pogrom

In der nächsten Zeit findet in Paris ein aufsehenerregender Prozeß gegen den Ukrainer Samuel Schwarzbard statt, der am 26. Mai 1926 den ukrainischen Bandenführer Hetmann Petljura aus Rache für die Jugendmassakres der Petljura-Banden im Jahre 1919 erschossen hat. In den „Cahiers" der französischen Liga für Menschenrechte nimmt Louis Roubaud durch eine Schilderung des „Sabbat von Proskurow" für den Angeklagten das Wort:

Nach der Rückkehr von der Synagoge, nach der Mahlzeit und nach den Gebeten, hatten sich die Frömmsten niedergelegt.

Um 1¾ Uhr näherte sich im militärischen Schritt, in Viererreihen, die Brigade, mit Musik an der Spitze, der Alexanderstraße.

Die Spaziergänger standen Spalier, um das Schaustück mit anzusehen und dem Konzert zu lauschen. Junge Leute marschierten im Schritt der Kosaken, trällerten den gespielten Marsch. Die Kinder kopierten die Trompeter, indem sie in ihre Fäuste bliesen. Die Sanitätsschlitten folgten, gezogen von Maultieren.

Als die Musik am Ende der Alexanderstraße angelangt war, ertönte ein Befehl und wurde durch die Hauptleute von Kompagnie zu Kompagnie weitergegeben:

„Halt!"

Alsbald in vollendeter Ordnung wurden Gruppen von fünf Mann gebildet. Der höchste oder älteste Soldat übernahm das Kommando des kleinen Trupps.

Alle diese Patrouillen teilten sich die Nebenstraßen auf und bewegten sich schweigend gegen das „Gänseviertel", die jüdische Stadt.

* * *

Das sind ärmliche, niedrige Häuser von einem Stockwerk, die sich aneinanderreihen, um sich besser aufrecht zu erhalten oder weniger zu frieren. So drängen sie sich in den kleinen namenlosen Gäßchen parallel oder quer zur Straße Sobornaja. Die Türen haben einen Klopfer oder eine Schelle.

Der Führer der Patrouille klopft mit dem Griff des Revolvers. Frau Schenkmann ruft: „Moischl, geh öffnen!"

Man ahnt einen Wortwechsel: „Nein, nicht er, ich gehe!"

Man hat sie schon gehört, diese Gewehrstöße draußen an der Tür, man hat Soldaten mit Maschinengewehren marschieren sehen: mit aufgelösten Haaren rennen Frauen und schreien: „Pogrom, Pogrom!"

Frau Schenkmann verhandelt hinter der Tür. „Wir können nicht öffnen, mein Mann liegt zu Bett."

„Oeffnet auf Befehl von Semossenko, Hetmann der Armee von Petljura!"

Die Riegel werden gezogen, langsam dreht sich der Schlüssel. Hier ist die große Stube. Zwei Holzbetten mit roten Plumeaus, ein Tisch, kein Teppich auf dem gestampften Lehmboden.

Drei Männer sind eingetreten, zwei bewachen die Tür, alle haben sie in der Hand ihren gezogenen Säbel. Sie bedienen sich seiner wie eines Spazierstockes.

In dem hinteren Bett breitet sich der große schwarze Bart des Herrn Schenkmann über den Umschlag des Bettuches aus.

„Meine Herren Kosaken, wir sind Freunde. Wir haben keine anderen Feinde als die Bolschewiken. Heil dem Hetmann Semossenko, wir wünschen ihm wie euch eine gute Gesundheit."

Und der Führer der Patrouille verhört: „Wieviel seid ihr hier?"

Herr und Frau Schenkmann zögern: „Die Kinder sind ausgegangen; wir sind allein... Ach... Herr.. ach.. nein, nein!"

Ein Schrei des Entsetzens.

„Zu Hilfe!"

Der Säbel des Führers, mit beiden Händen geschwungen, ist niedergesaust auf das Gesicht des Juden, einmal, zweimal; der Schädel klafft; der Bart ist rot.

Die Frau, zu Boden gesunken, küßt die Stiefel der Kosaken. Sie entledigen sich ihrer durch Fußtritte, drängen sie in einen Winkel, bohren einen Säbel in ihr Fleisch.

Da kriechen der kleine Moses und seine Schwester unter dem Bett hervor und stürzen sich auf ihre Mutter: „Mama, Mama!"

Der Führer befiehlt seinen Leuten: „Beeilt euch!"

Noch drei, vier, fünf Säbelhiebe auf die knienden Bälger.

„Fertig!"

Das Haus Schenkmann ist gesäubert.

* * *

Bei Bleckmann haben die Haidamaken die ganze Familie getötet. Vater, Mutter, die drei Kinder.

„Nichts mehr da!"

Sie wollen sich zurückziehen. Aber die Männer, die die Ausgänge der Straße bewachen, führen ein junges Mädchen herbei, bleich, mit gesträubten Haaren. Sie haben sie aufgegriffen, in dem Augenblick, wo sie durch das Fenster eines Nachbarzimmers sprang. Um Gnade zu bitten, küßt sie die Hände der Soldaten.

„Wart', du hast Glück, wir werden dich hier lassen, um das Haus zu hüten."

„Tötet mich nicht!"

„Ich sage dir, daß man dich am Leben läßt, aber man wird dich peitschen und du sollst mit deiner Strafe davonkommen."

„Hebe dein Kleid hoch!"

Die Männer schlagen zuerst mit der Nagaika. Das Kind beißt die Zähne zusammen, unterdrückt seine Seufzer. Der Führer wirft die Nagaika weg, ergreift einen Säbel und schneidet in das Fleisch.

Das in allen Straßen in allen Häusern!

Bei Averbruch 15 Tote, 4 Verwundete; bei Semmelmann 21 Leichen. Der alte Krotschak wird an seinem Bart zum Küchenfenster geschleift und von dem ersten Stockwerk auf die Straße geworfen, wo er von den Spitzen der Säbel aufgefangen wird. Seine Frau und seine beiden Töchter werden an den Haaren geschleift. Ein Junge von 13 Jahren, sein Sohn will ihnen zu Hilfe kommen; man wirft ihn auf seine Mutter. Alle beide, durchbohrt von einer einzigen Klinge, werden auf den Fußboden genagelt. Frau Zozulja wohnt der Marter und dem Tod ihrer Tochter bei. Dann kommt ihr Sohn heran; sie läuft zur Schublade des Schrankens, zieht Banknoten heraus und Goldstücke; „Macht euch bezahlt, macht euch bezahlt!"

Die Soldaten weisen das Lösegeld zurück.

„Wir wollen nur euer Leben!"

Sie erledigen den Sohn und die Mutter.

* * *

Proskurow ist nur eine Episode. In der Ukraine wurden von 1917 bis 1920 mehr als 100 000 Juden gemordet und zu Tode gequält.

Die Periode von Petljura bleibt die fürchterlichste.

Während der Haupthetmann, vertrieben aus Kiew, sich von Süden nach Norden durchschlug, rächten sich die Banden an friedlichen Menschen für ihre militärische Niederlage.

Teplik, Kitai-Gorod, Ovrutsch, Falchtine, Vassilkovo, Stepanisy, Gaissine sind Namen von kleinen Städtchen und großen Verbrechen.

In Chargorod, in Kopai-Gorod veranstalteten die Soldaten Schauspiele. Sie versammeln eine ganze Familie um den Vater. Vor aller Augen schneiden sie die Zunge des Greises heraus, stechen ihm die Augen aus, dann vergnügen sie sich im Anblick der schluchzenden Großmutter, der Söhne, der Töchter, der Enkel. In Petschanka zwingt man die Mutter, den Kosaken ihren Säugling hinzuhalten. Ein Säbelhieb... der Kopf des Babys rollt in den Schnee, die Mutter drückt gegen ihre Brust den blutenden Rumpf ihres Kindes.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Tabu

Ein Abenteuer von A. S. Grün.

I.

Wir stachen in die See mit den schlimmsten Vorahnungen. Erstens verließen in Kalkutta die Ratten das Schiff, zweitens hatten wir fast gar keine Passagiere, so daß zwei Drittel der Kajüten leer standen und drittens sah der Mechaniker verschiedene Träume, die eine schlechte Deutung hatten. Als abergläubischer Mensch besuchte ich vor der Abreise einen Notar, machte mein Testament, ging zu einer Lebensversicherungsgesellschaft und versicherte mein Leben. Diese Vorsichtsmaßnahmen erwiesen sich später als richtig.

Am achten Tage unserer Seereise erlitten wir einen Schiffbruch, wir stießen im Nebel auf ein Riff, das Schiff bekam ein Leck und das Wasser drang ins Schiff ein, das zu sinken begann. Die Matrosen sprangen in die Rettungsboote, und da ich nicht den Mut hatte, in das übervolle Boot zu steigen, so blieb ich an Deck zurück. Außer mir war noch auf dem sinkenden Schiff der Kapitän — ein braver Seemann; er ging erregt auf der Kommandobrücke auf und ab, dann verließ er fluchtartig seinen Platz, sprang ins Wasser und wurde von seinen Matrosen gerettet.

Der Dampfer sank langsam... Ich nahm aus der Tasche eine Bibel, wollte beten, schaute mich noch einmal um und sah plötzlich in der Ferne einen Segelmaster, der sich der Unfallstelle näherte. Ich sprang ohne viel Ueberlegen ins Wasser — der Rettungsgürtel hielt mich über die Wellen. Nach etwa 20 Minuten befand ich mich gerettet auf einem Fischerkutter, dessen Besatzung aus Negern bestand...

II.

Die Gesetze der erzwungenen Gastfreundschaft sind nicht dieselben, wie die richtige Freundschaft. Die Versuche einer Erklärung durch Gesten mit den Schwarzen führten zu keinem positiven Resultate. Man gab mir gekochte Fische zum Essen. Ich stillte meinen Hunger und schlief ein. Das Schiff bewegte sich langsam vorwärts. Als ich erwachte, war es bereits dunkle Nacht. Vor mir saßen am Boden zwei Schwarze und schauten mich neugierig an. Einer klopfte mich auf die Schulter und sagte lachend: Kato? Kato?

An dem Tone ihrer Stimme merkte ich, daß die Schwarzen mir nicht feindlich gesinnt waren. Bald kamen andere Schwarze hinzu, und wieder begann der Versuch, sich durch Zeichen zu verständigen. Ein Neger zeigte auf den Süden, ein anderer hob drei Finger in die Höhe und ein dritter sagte immer „Orposo". Ich begriff, daß unser Kutter sich in südlicher Richtung bewege, und daß wir nach drei Tagen das Land Orposo erreichen werden.

Am dritten Tag nach meiner glücklichen Rettung kreuzten wir zwischen verschiedenen Lagunen. Plötzlich tauchten von irgendwo Dutzende von Kanos mit bewaffneten Eingeborenen auf, die ein furchtbares Geheul erhoben. Meine Lebensretter stürzten zu den Masten — aber es war schon zu spät, wir waren von allen Seiten umringt, und ehe wir zu uns kamen, schossen die Pfeile der Eingeborenen auf unser Schiff. Ich riß aus meiner Tasche meinen Browning feuerte zwei Schüsse auf das nächste Kann ab, zwei Eingeborene schrien wild auf und stürzten ins Wasser und verschwanden in den Wellen. Die Neger bewaffneten sich rasch mit Messern, Keulen, Totschlägern und schrien wie besessen... Es entspann sich bald ein Kampf... Ich stand beim Mast und hielt meinen Revolver schußbereit... Die Feinde versuchten, das Schiff zu erklimmen und fielen dann mit eingeschlagenem Schädel nieder.

III.

Als ich zu mir kam, sah ich mich in den Händen der Eingeborenen. Ich war so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Zwei Eingeborene hielten mich. Unweit vor mir standen zwei Matrosen mit zusammengebundenen Händen, die anderen Matrosen waren getötet worden. Ich war meiner Kleider beraubt und stand ganz nackt da. Etwa 300 Eingeborene gafften uns an. In der Ferne brannte ein Lagerfeuer, an dem Frauen und Kinder sich wärmten. Wir befanden uns auf einer großen Wiese, die von einem dichten Wald umsäumt war.

Inzwischen näherte sich ein muskulöser Eingeborener in wilden Sprüngen einem der Matrosen und schlug dem armen Gefangenen mit einer Holzkeule so fest auf den Kopf, daß er tot zusammenbrach. Der zweite Matrose mußte das Schicksal seines Kameraden teilen. Der Henker wandte nun seine Schritte mir zu. In meiner Todesangst riß ich mich aus den Armen meiner Wächter los, packte den ersten besten Wächter bei der Gurgel, warf mich zu Boden und markierte den Epileptiker... Ich schlug mich mit dem Kopf, mit dem Rücken, mit dem Bauch an den Boden, biß mich in die Knie, stampfte mit den Füßen und verfiel beinahe in Hysterie... Die Eingeborenen umringten mich und aus ihrer Mitte ertönten Ausrufe, die keinesfalls einen drohenden Charakter trugen. Ich spielte den wilden Mann und sah, wie die Eingeborenen jede meiner Bewegungen verfolgten... Endlich fiel ich wieder und lag wie leblos da. Jetzt war ich auf das Schlimmste gefaßt. Da fühlte ich, wie man mich sachte hob, und als ich in einer halbsitzenden Pose war, streckte ich die Hände zur Sonne und sang die „Habanera" aus der Oper „Carmen". Da trat der Häuptling auf mich zu, legte seine Hand auf meine Brust, wendete sich den Eingeborenen zu und sprach: „Tabu!"

Sofort gingen alle Eingeborenen von mir fort und nur zwei Kannibalen blieben zu meiner Bewachung zurück. Ich setzte mich auf den Boden und sah, wie die Eingeborenen die toten Matrosen in Stücke zerschnitten, die Stücke untereinander verteilten und das Fleisch dann an dem Lagerfeuer rösteten... In 10 Minuten waren die Matrosen vertilgt...

Zum Glück hatten die Eingeborenen mir nichts angeboten...

IV.

Ich kalkulierte richtig meine Lage ein und konnte jetzt eine gewisse Zeit um mein Leben keine Angst haben. „Tabu" war das Patent, das mir für meine Heiligkeit verliehen wurde. Aber bald überzeugte ich mich, daß dieses Tabu auch seine Schattenseiten hatte.

Ich wurde in einer alten, halb zerfallenen Hütte untergebracht. Die Hütte lag abseits vom Dorfe. Das Dorf bestand aus 43 Hütten. In der Mitte stand eine große Hütte, in der der Häuptling und Hauptpriester lebte. Er hieß Humoti. Oft besuchte mich auch ein alter Eingeborener, der Baschlu hieß. Er schaute mich gierig an, klopfte mir auf die Schultern und sagte: „Weißer Mann gut, sehr weich... muß sehr gut schmecken...!" Er brachte mir mein Essen und Trinken... Die anderen Eingeborenen besuchten mich selten — gewöhnlich kamen sie in größeren Gruppen. Ich erzählte ihnen von den Wundern der modernen Technik, vom Radio, und sie hielten mich für einen großen Zauberer. Das „Tabu", das mir das Leben gerettet hatte, spielte aber auch eine gefährliche Rolle. Humoti und sein Gehilfe Ako, die sich vor meinen Zauberkünsten fürchteten, erklärten alles, was in einer Entfernung von drei Schritten um meine Hütte lag, für „Tabu"! Die verbotene Grenze wurde durch einen kleinen Graben bezeichnet. Dieser Graben durfte nicht überschritten werden und es wurde mir bedeutet, daß, wenn ich dies Verbot nicht einhalte, daß man mir dann meine rechte Hand abhacken werde.

„Tabu" spielte überhaupt eine große Rolle im Leben der Eingeborenen — der heilige Hain, in dem die buntbemalten Götzen standen, war „Tabu", jede Frau, die im Neumond geboren war, war „Tabu!", jedes Mädchen unter 15 Jahren war „Tabu!". Jeder Monat hatte sein Tabu...

Selbstverständlich überschritt ich unter diesen Umständen nie die verbotene Grenze. Ungewaschen, ungekämmt, voll Schmutz lag ich vor meiner Hütte und kam mir wie Prometheus vor, der an einen Felsen angekettet ist. Oft weinte ich vor Wut — ich sah vor mir das blaue Meer, von wo die Freiheit wehte, sah ab und zu Schiffe, die vorbeihuschten, aber dies alles für mich „Tabu"...

Ich sah ein, daß ich zuletzt irrsinnig werden mußte und fürchtete diesen Moment.

Ich erlernte die Sprache der Eingeborenen. Ich lebte einsam, verlassen. Eines Nachts sah ich vor meiner Hütte die leuchtenden Augen einer Schlange; ich hielt ihr meine Hand hin, denn ich wußte, daß ein Schlangenbiß mir Erlösung bringen würde. Aber die Schlange schaute mich bloß an und verschwand dann in der dunklen Nacht... Da begriff ich, daß ein Mensch seine Hoffnung nie verlieren darf. Ich legte mich auf mein Lager und brütete mir einen Plan aus, der mir die Rettung bringen konnte...

V.

Ich verbrachte zwei schlaflose Nächte, studierte meinen Plan in allen Details durch und kam zur Ueberzeugung, daß ein anderer Ausweg nicht vorhanden sei. Ich hatte keine Möglichkeit, die Insel zu verlassen, aber ich wußte, wenn es mir gelingen würde die Eingeborenen zu vernichten, könnte ich frei leben... Ich wartete den Antritt der dunklen Nächte ab, um dann meinen Plan zur Durchführung zu bringen...

Eines Tages kam Baschlu zu mir und sagte:

„Umloti bittet, daß ihm der weiße Mann den Zahn kuriere. Er ist sehr krank!"

Ich reagierte nicht auf diese Bemerkung und Baschlu wiederholte seine Worte. Ich begann verschiedene Handbewegungen zu machen, schaute ihn scharf an, dann ergriff ich einen Fisch, den man mir zu Mittag gebracht hatte, drehte diesen Fisch um den Kopf Baschlus, sprach unverständliche Worte. Zuletzt warf ich mich zu Boden und markierte den Epileptiker. Baschlu verließ fluchtartig meine Hütte. Da bemerkte ich, daß der Häuptling sich mit seinen Kriegern der Hütte näherte. Ich stand auf, ging ihnen entgegen und ohne die verbotene Grenze zu überschreiten, hüpfte ich, wie eine Ballerina, machte Purzelbäume. Die Eingeborenen schauten mich erschreckt an, riefen ihre Götzen zu Hilfe. Ich stand auf, richtete meine Hände zum Himmel, schloß die Augen und sagte mit feierlicher Stimme:

„Höret, ihr tapferen Krieger aus dem Stamme Jamas, die guten Geister der Sonne haben mir ein großes Geheimnis anvertraut. Es ist wichtig, daß ihr dies Geheimnis erfahret. Höret: der große Gott Ussosso hat gesagt: Es gibt keinen mutigeren Stamm, als den der Jamas — die Eingeborenen, die zu diesem Stamm gehören, sind kühn, wie der Adler, geschwind wie die Füchse und klettern wie die Affen. So sprach der große Ussosso!"

Ich schlug mich mit der Faust in die Brust, dann fuhr ich fort:

„Männer, der große Ussosso hat gesagt: Morgen sollen alle Eingeborenen des Stammes Jamas mit Kind und Kegel in ihre Kanoes steigen und gegen Süden bis zu Mittag rudern. Dann werden sie in einer Bucht ein großes Schiff mit Weißen sehen. Dieses Schiff ist auf einer Sandbank aufgelaufen. Auf diesem Schiff werdet ihr weiße grüne, rote Tücher und Perlen finden, viele glitzernde und glänzende Sachen. Das soll alles dem Stamme der Jamas gehören."

Dann stürzte ich zu Boden, schrie hysterisch, wälzte mich im Staub. Die Eingeborenen führten einen wilden Tanz auf. Mir schien es, daß die ganze Hölle los war. Gegen Abend führten die Eingeborenen ein Freudenfest auf, dann verschwanden sie in ihren Hütten und die dunkle Nacht senkte sich auf das Dorf.

Als das Dorf fest eingeschlafen war, schlich ich mich leise zum Strande, wo die Kanoes umgedreht lagen und bohrte mit einem scharf zugespitzten Knochen die Boote an... Ich machte in jedes Kanoe zahlreiche kleine Löcher, verschmierte sie dann mit Lehm derart, daß sie zumindest eine halbe Stunde sich über Wasser halten konnten, verdeckte alles künstlich mit Moor und kehrte langsam in meine Hütte zurück.

VI.

Die Eingeborenen bereiteten sich zur Expedition vor. Am 15. November 1888 setzten sich alle Männer, Frauen und Kinder in die Kanoes und verließen das Dorf. In dem Dorfe war keine menschliche Seele außer mir zurückgeblieben... Langsam segelten die Kanoes ab und verschwanden bald in der Ferne...

Ich begab mich in den Hain, warf die Götter zu Boden und zündete den Hain, alle Hütten an... Jetzt war ich frei.

Ich lebte einsam wie ein Einsiedler, jagte auf Tiere, auf Vögel und zündete jede Nacht auf dem hohen Felsen ein großes Feuer an. Nach zwei Jahren wurde das Feuer von einem Schiff bemerkt, es legte an und nahm mich mit.

Ich war gerettet. Ich habe ein ganzes Dorf ertränkt, aber mein Gewissen ist trotzdem rein, denn ich habe den Tod meiner Kameraden gerächt.

(Aus dem Russischen von Maurice Hirschmann, Wien.)

Mucki, der Tanzbär

Von Erna Büsing.

Mit seiner Mutter war er im Walde. Sie war nicht nur eine gute, sie war auch eine kluge Mutter und so führte sie ihn an allerhand Fruchtsträucher, stieß ihn mit der Nase an die Früchte nud sorgte dafür, daß er fraß, fraß und nochmals fraß. Sie beide hatten sich an einer gar zu guten Mahlzeit eigentlich überfressen, es lag viel Schwerauflösliches in ihren Mägen, nun sollten die Früchte für die so notwendige Verdauung sorgen. Der junge Bär fraß, wie ihm geheißen, denn er war gegen seine Mutter gehorsam aus Instinkt heraus, er wußte, was sie tat, war gut. Er brauchte keine Denktätigkeit zu entfalten, seine Mutter brachte ihn noch durch's Leben, das heißt, sie führte ihn von Mahlzeit zu Mahlzeit, spielte mit ihm und überwachte seinen Schlaf. Es war so schön im Walde. Die beiden Bären konnten nicht darüber reden, aber sie fühlten sich wie ein Stück Natur. Langsam ging die Mutter, denn das Jungtier war noch gar nicht in seine Maße hineingewachsen, es war in der Hauptsache Knochen und Fell. Die aufgenommene Nahrung schleppte es fast sichtbar mit sich und der Bauch des kleinen Bären war so aufgeblasen wie ein Kinderluftballon.

Auf einmal wurden die Augen der Bärin groß; sie witterte das gefährlichste und größte aller Raubtiere, sie verspürte den allgewaltigen Feind aller Tiere und Pflanzen, ihre Nase verkündete ihr den Menschen. Die Bärin richtete sich auf, der Kleine setzte sich auf die Hinterhand. Nichts war zu hören, kein Ast knackte, kein Zweig schwankte, aber die Nase, die Nase, die trog die Bärin nicht. Ihre Aufmerksamkeit ließ nicht nach; sie entspannte keinen ihrer Sinne. Sie zog das Jungtier zu sich, deckte es mit ihrem Leibe. Und der kleine Bär war so neugierig geworden, daß ihm der Speichel aus dem Maule tropfte. Da vernahm er ein Pfeifen und verspürte zugleich eine eigenartige Lufterschütterung. Dann tat seine Mutter einen Fall, schwer und plump. Sie erstickte ihn fast und doch wagte er es nicht, unter ihr hervorzukriechen, es fehlte ihm an Kraft und es mangelte ihm auch an Mut. Warm tropfte es aus dem Fell der Mutter. Dann war viel Brechen und Knacken im Buschwerk und es kamen Menschen. Man lud die Bärin auf starke Trägerschultern und war froh ob der Beute und das Jungtier kam in einen seltsamen Kasten und wanderte so in die Gefangenschaft.

Nun strömten gar sonderbare Eindrücke auf den kleinen Bären ein. Er sah Menschen, gefangene Tiere, Zelte und große Karren. Aber alles ging an ihm vorüber schnell, er konnte es nicht fassen, seine Augen sahen es wohl, doch konnte er das Gesehene in seinem Gehirn nicht verarbeiten. Er beschnüffelte sein Fell. Tief eingesunken in sein Fell war das Blut seiner sterbenden Mutter, er schnüffelte und leckte daran, das war Mutter. Dann kamen rauhe Hände, taten ihm Gutes und gaben ihm Futter und er leckte und schnüffelte an diesen Händen und seiner Nase waren sie bald vertraut und auf sie übertrug sich das Gefühl, das er einst für seine Mutter hatte, so wurden sie für ihn Mutter.

Diese Hände blieben stets in seiner Umgebung und bald wußte es der junge Bär, sie gehörten zu einem Menschen. Der Mensch war gut zu ihm, er nannte ihn „Mucki", er fütterte ihn, er spielte mit ihm und ohne daß er es wußte, lernte der Bär allerlei.

Schließlich war er ein Künstler, ein Prominenter sogar. Er arbeitete, eigentlich als Clown, in einer gemischten Raubtiergruppe, denn die Lippen, die er ganz lang ziehen konnte, sahen gar zu drollig aus, wenn „Mucki" sich aufrichtete. „Mucki" hatte keine Furcht, stand er sich doch gut mit dem Stärksten im Käfig, mit dem Menschen. Der Bär wurde viel betrachtet im Stall und in der Manege. Nachgerade war er an alles gewöhnt, doch blieb ihm eins furchtbar: viele Menschen überschmierten ihre natürliche Witterung. Und wenn gar zu viele parfümierte Dämchen den „goldigen", „zuckerigen", „wonnigen" „Mucki" angeschaut hatten und ihm der gekaufte Duft „Weiße Rose", „Reseda" und „Heliotrop" in die Nase gestiegen war, dann bekam er nachgerade Furcht vor all' diesen verwitterten Raubtieren und als praktische Auswirkung hatte er Angst vor der Freiheit.

Eines Tages wuchs „Mucki" über den Tierartisten hinaus, er wurde zum Helden. In der Manege nämlich zeigte sich urplötzlich ein Löwe eifersüchtig auf seinen Herrn. Der Löwe war ganz Angriffslust, er war gestraffte Kraft, er wurde unheimlich groß und seine Mähne umwallte ihn als der natürliche Schutz seiner Halsschlagader. Der Löwe verwechselte Manege mit Wildnis, der Löwe kämpfe unsinnig um sein Weibchen. Es kam Unruhe in die ganze Gruppe. In den anderen Löwen wachte die Kampflust auf. Die Tiger fauchten. Aber es war nicht das brrr, brrr der erfreuten Katze, sie holten den Ton tief aus dem Magen heraus, es war ein unheilvolles, dumpfes Fauchen. Wie eine züngelnde Flamme schlich ein Tiger vom Postament. „Mucki" aber tanzte und tanzte und tanzte. Auf einmal sah er den Löwen, der den Dompteur angreifen wollte. „Mucki" sah dieses Leuchtende, dieses Blitzende, dieses Böse in den Augen des Löwen. Und da war „Mucki" der Lippen-Bär. Er nahm den Löwen an und grube seine Krallen dem Löwen in die Augen. Er riß dem Löwen das Augenlicht aus. Obwohl „Mucki" seine Mutter so früh verloren hatte und sie ihn nicht mehr ziehen konnte für glückhaftes Bestehen einer Gefahr, hatte sie ihm doch die ganze Eigenart des Lippen-Bären vererbt, den blitzschnell aufflammenden Zorn, zugleich gepaart mit der überlegten Angriffskunst auf die Augen des Gegners. So wurde „Mucki", indem er seine Rauflust austobte, zum Lebensretter seines Herrn. Nachher war er, obwohl sein Bild in zahlreichen Zeitungen erschien und viel bewunderndes Geschrei um ihn war, ruhig wie immer.

Doch eines Tages ereignete sich etwas Seltsames. Schwere Gewitter wüteten, der Regen schlug durch die Zeltleinwand, der Sturm trug Stücke von ihr davon. Jäh fühlte sich „Mucki“ als ein Stück der Natur. Es war Herbst. Herb roch die Erde, Zugvögel hatten schon den ganzen Tag über geschrien. „Mucki“ hatte jedes Geräusch, „Mucki“ hatte jeden Geruch in sich aufgenommen. Er fieberte fast in Erregung. Die Elefanten des Zirkus wurden auf den Platz beordert, um die Raubtierwagen rauszuholen — die infolge der Wolkenbrüche auf dem weichen Boden tief eingesunken waren — und sie nach der gepflasterten Straße zu schieben. Ein junger spielerischer Elefant mußte „Muckis“ Wagen transportieren, bei dem er, bevor er sich mit dem Kopf gegen ihn stemmte, mit dem Rüssel einen Schieber öffnete. Außer „Mucki“ hatte diesen Vorfall niemand bemerkt. Als alles ruhig war, sog „Mucki“ noch einmal tief den Duft der Erde ein und dann schlüpfte er in die Freiheit.

Er trottete durch die Straßen. Angst und Schrecken fegten ihm freie Bahn. Betrunkene wurden munter und selbst alte Leute liefen schnell Haustreppen bis zum höchsten Stockwerk hinauf.

Plötzlich erzitterte die Luft so, wie „Mucki“ es in seiner frühesten Jugend einmal gehört hatte und er tat einen dumpfen Fall. Dann folgte der wütende und vorwurfsvolle Schrei eines Mannes und „Muckis“ Blut lief auf die Hände des Menschen, zu dem der Bär sich hingezogen gefühlt hatte. Und dieser Mensch weinte, um seinen Tanzbären, um seinen Freund, um das ermoderte Tier. Der tote „Mucki“ aber sah aus wie er im Leben ausgesehen hatte. War Erstaunen in seinem Blick? Trauer? Freude? Wer erfaßt's? Ewig unverständlich für den Menschen bleibt das Gesicht des Bären.

Geschichten von Malern u. Sammlern

Nacherzählt von Paul Mayer.

Ein Spießbürger bestellte bei Chardin ein Bild. Er wünschte, daß die Farben möglichst leuchtend wären. „Aber, lieber Herr, wer hat Ihnen denn erzählt, daß man Bilder mit Farben malt,“ antwortete Chardin.

*

Ein Maler sagte zu einem Sammler: „Ein Amerikaner hat mir soeben 25 000 Franken für dieses Bild geboten.“

„Schon möglich; ich aber kann gerade nur 100 Franken dafür zahlen.“

„Na, nehmen Sie das Bild, denn unsere Meisterwerke dürfen nicht ins Ausland gehen!“

*

Ein berühmter Antiquar, den man den Vater des Delfter Porzellans nannte, ging in unbeschreiblich schäbigem Aufzug durch eine der großen Geschäftsstraßen. Ein Freund, der ihn in diesem Aufzug sah, wollte ihm kondolieren, da er glaubte, er habe sein ganzes Vermögen verloren. Aber der berühmte Antiquar sagte: „Wundern Sie sich nicht, daß ich so schäbig angezogen bin, ich bin nur als Käufer verkleidet.“

*

Ein Sammler gab dem Auktionator F. ein Heiligenbild zur Versteigerung. „Was stellt Ihr Bild vor?“ fragte F., der keine Fachkenntnisse hatte. „Das Sujet ist der Apokalypse entnommen.“

Am nächsten Tage sagte F. bei der Versteigerung: „Meine Herren, wir verkaufen jetzt ein Heiligenbild nach Apokalypse.“

„Nach Apokalypsy?“ fragte jemand.

„Ja, meine Herren, erwiderte der Auktionator. „Apokalypse ist ein deutscher Maler. In Paris ist er noch wenig bekannt, aber im Ausland sind seine Bilder sehr geschätzt.“

*

Derselbe Auktionator hielt die Inschrift „Salvator mundi“, die er an einem Christuskopf sah, für die Signatur eines venetianischen Malers, den er für einen Rivalen von Salvator Rosa hielt.

Das sichere Mittel

Ein Mann hatte eine heftige und zänkische Frau, nach deren Flöte er tanzen mußte. Seine Gesundheit litt so darunter, daß er eines Tages ernstlich krank wurde. Seine Frau schickte zum Arzte. Der kam und verordnete dem Kranken eine Medizin, von der er stündlich einen Eßlöffel nehmen sollte. Aber nach dem ersten Löffel, den er in Gegenwart des Arztes nahm, schüttelte er sich, spuckte die Medizin aus und weigerte sich, künftig noch einen Löffel zu nehmen, so sehr auch die Frau mit Heftigkeit darauf bestand und der Arzt ihm zuredete.

„Ach was!“ sagte der kranke Mann, „warum soll ich das ekelhafte Zeug herunterschlucken! Es hilft doch nichts!“

Da rief die Frau:

„Du willst die Medizin nicht nehmen, wo sie das teure Geld kostet! Soll mich der Teufel holen, wenn sie nicht hilft!“

„Nehmen Sie ruhig die Medizin,“ sagte da der Arzt und fügte mit einem vielsagenden Blick auf die Frau hinzu: „sie hilft gewiß, wenn nicht auf die eine, so doch auf die andere Art.“

Lustige Ecke

Anpassung ans Terrain. „Nanu, was ist denn mit der Frau Baronin los? Wissen Sie vielleicht, warum sie ihr Verhältnis mit dem dicken Apotheker abgebrochen hat?“ — „Vermutlich aus Vorsicht ...“ — „Wieso?“ — „Wie ich gehört, soll er in ihrem Kleiderschrank nicht Platz haben.“ „Bocian“, Krakau.

*

Höflichkeit im Straßenbahnwagen. „Du machst die Augen zu — ist dir nicht wohl?“ — „Ich kann Damen nicht stehen sehen. „Dartford Chronicle“.

*

Mitternacht. „Hübsche Uhr haben Sie da an der Wand, Kellnerin.“ — „Ja. Wir nennen sie „Der Gast“. — „Warum?“ — „Sie geht nicht!“ „Karikaturer“ (Oslo.)

*

Rundfunk-Programme. Zwei kluge Fliegen umsummen einen Rundfunkempfänger; da ruft die eine: „Wohin? Zurück! Komm dem Ding da nicht zu nah — sonst stirbst du vor Langweile!“ „Krokodil“, Moskau.

*

Der unhöfliche Schwimmlehrer. „25 Stunden habe ich bei Hans gebraucht, um das Schwimmen zu lernen“, erzählte Helene ihrer Freundin. „Der gemeine Kerl!“ ruft diese aus. „Mir hat er es in sechs Stunden beigebracht.“

*

„Onkel“, sagt Rolf, du hast mir doch 'ne Mark versprochen, wenn ich Erster werde — ich bin jetzt schon zwei Wochen Erster.“ — „Soso — na, hier hast du die Mark — aber Junge, ich sage dir, sitz nicht so viel über den Büchern, das ist gar nicht gesund.“

Das silberne Service

Von Anatoli Coni.

Diese charakteristische Episode ist dem 1. Bande der Memoiren des kürzlich verstorbenen Petersburger Ehren Akademikers Coni entnommen.

In den vierziger Jahren herrschte über den Apraksin-Markt in Petersburg der Polizeireviervorsteher Scherstobitow — ein stadtbekannter Mann von unermeßlichen Geistesgaben. Er liebte es, in seinem Damastschlafrock gehüllt, der Muße zu pflegen und auf seiner Gitarre Romanzen zu klimpern, während der Kanarienvogel im Bauer seiner Triller dazu schmetterte. Ich, Iwan Dmitrijewitsch Putilin, war sozusagen sein Adjutant, — und es ist lustig, daran zu denken, was für Dinge wir beide zuweilen aufstellten. Eines Tages läßt er mich zu sich rufen und erklärt mir: „Weißt du, Iwan Dmitrijewitsch, mir scheint — Sibirien bleibt uns beiden nicht erspart!“ — „Wieso Sibirien?“ frage ich. — „Deshalb, mein Lieber, weil bei dem französischen Botschafter, dem Herzog Montebello, ein silbernes Service verschwunden ist und weil unser Kaiser Nikolai Pawlowitsch dem Oberpolizeimeister Galachow befohlen hat, das Service zu finden. Galachow aber hat mir und dir den Befehl erteilt, den Raub unbedingt herbeizuschaffen, sonst — sagt er — jag' ich euch beide dorthin, wo der Pfeffer wächst.“ — „Wozu denn gleich mit dem Pfeffer drohen — vielleicht finden wir das Service auch so.“

Wir machten eine Razzia auf das Diebsgesindel, unterzogen alle einem Verhör — nein, niemand hatte den Diebstahl verübt. Uebrigens nahmen die Kerle selber unter sich eine regelrechte Untersuchung vor — besser als unsereiner. Sie beteuerten: „Iwan Dmitrijewitsch, gottlob, wir wissen doch, was das für'n Ding ist. Wir sind bereit, durch einen Kuß auf das Heiligenbild zu schwören, daß wir dieses Service nicht geklaut haben!“ — Was tun? Wir berieten uns mit Scherstobitow und wußten nicht ein noch aus — da legte jeder sein Scherflein zusammen und für die Summe bestellten wir bei Ssasikow ein neues Service genau nach den Mustern und Zeichnungen, die den Franzosen verblieben waren. Als das Service fertig war, trugen wir's sofort auf die Feuerwache, damit die Feuerwehrleute es tüchtig mit den Zähnen bearbeiteten: denn es mußte so aussehen, als ob's in Gebrauch gewesen wäre. Wir erstatteten das Service den Franzosen zurück und warteten nun auf unsere Belohnung.

Da plötzlich läßt mich Scherstobitow rufen. — „Nun, Iwan Dmitrijewitsch — sagt er —, jetzt ist uns Sibirien todsicher.“ — „Nanu, warum denn?“ frage ich. — „Darum — sagt er —, weil Galachow mich heute zu sich befahl, mit den Füßen trampelte und mich mit den unglaublichsten Schimpfworten angeschnauzt hat: „Wenn du und der Putilin schon die richtigen Gauner seid, so gaunert wenigstens so, daß ihr mich nicht dabei hereinlegt. Gestern auf dem Hofball im Palais fragt der Kaiser den Montebello: „Na, sind Sie mit meiner Polizei zufrieden?“ — „Außerordentlich, Euer Majestät,“ erwidert er, „Euer Majestät Polizei hat nirgends ihresgleichen. Am Morgen schaffte sie mir das von ihr gefundene Service zur Stelle, und abends vorher gestand mein Kammerdiener, er habe eben dasselbe Service einem Ausländer verpfändet, der sich insgeheim mit solchen Geschäften befaßt, und wies mir als Beleg die Quittung vor, — so daß ich also jetzt zwei Service besitze. Da haben wir nun unser Sibirien, Iwan Dmitrijewitsch!“ — „Ach wozu gleich Sibirien — sage ich —, aber immerhin, die Sache steht faul.“ — Er spielte ein wenig auf der Gitarre, wir hörten dem Kanarienvogel zu und beschlossen sofort zu handeln.

Wir ließen auskundschaften, was der Botschafter im Augenblick mache. Man meldete uns, daß er gerade dabei sei, mit dem Cäsarewitsch-Thronfolger zur Jagd zu fahren. Ich lief schleunig zu einem mir bekannten Kaufmann am Apraksin-Markt, der die Livreen für die Botschaft zu liefern pflegte und daher das ganze Dienerpersonal gut kannte. — „Sag mir, mein Teurer, wann ist dein Geburtstag?“ — „Nach einem halben Jahre.“ — „Könntest du deinen Geburtstag vielleicht schon übermorgen feiern und alle Dienstboten der Französischen Botschaft dazu einladen, — für die Bewirtung sorgen wir.“ Na, er hat ja immer unsere Kante gehalten, und so sagte er auch jetzt: ja. Wir veranstalteten bei ihm einen großartigen Ball. Es ging hoch her. In der Morgenfrühe mußten alle per Droschke nach Hause geschafft werden: die Franzosen waren ganz von Sinnen — sie konnten kaum den Eingang ihres Hauses finden und brummten wirr vor sich hin. Bitte, ihr müßte nicht glauben, daß dem Wein etwa ein betäubendes Pulver oder Kraut beigemischt war. Nein, der Wein war rein, aber die Franzosen sind nun mal schwächliche Leute: ein kräftiger Trunk wirft sie sofort um. Um 3 Uhr nachts fand sich der Dieb Jascha ein. Das war ein Mensch, — sag ich euch, eine Seele von Mensch! Ein goldenes Herz, sanftmütig, dienstfertig und von einer Geschicklichkeit, wie ich sie sonst bei keinem gesehen habe. Er saß fast ununterbrochen im Kittchen und genoß unser vollstes Vertrauen. Das war keiner von der Sorte der heutigen Diebe! Er ruhe sanft in Gottes Schoß! Er kam also und brachte einen Sack mit. „Da seht — sagte er —, zählt mal nach, ich glaub', es ist alles!“ Wir zählten mit Scherstobitow die Sachen nach: zwei Löffel mit eingraviertem Wappen zuviel. „Warum hast du das gemacht, Jascha? Warum hast du Ueberflüssiges miteingesteckt?“ — „Ich konnte mich nicht im Zaume halten,“ sagt er.

Am nächsten Tage fuhr Scherstobitow zum Oberpolizeimeister Galachow und sagte ihm: „Erbarmen Sie sich, Euer Hohe Exzellenz, es sind ja gar keine zwei Service da. Sie wie's nur eins gab, so gibt's auch jetzt nur eins. Und diese Franzosen sind ja bekanntlich ein leichtsinniges Volk, dem man nicht aufs Wort glauben darf.“ — Einen Tag später kehrte der Botschafter von der Jagd heim. Er sieht und staunt: wieder steht nur ein Service da, und das ganze Dienerpersonal ist noch grün und blau von der Zecherei und stößt mit den Köpfen gegen die Türpfosten. Der Botschafter spuckte auf die ganze Sache und sprach zu keinem mehr davon.

Das heisere Teufelchen

Wie das „Saxophon“ erfunden wurde.

Von Karl Ettlinger (München).

Es war einmal ein Teufelchen, das bildete sich ein, es hätte eine herrliche Stimme. Nun, das bilden sich ja zur Freude unserer Gesanglehrer gar viele arme Teufel ein, aber unser Teufelchen war ein richtiges Teufelchen, mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß — seht nur im höllischen Adreßbuch nach! Wenn er ein irdischer armer Teufel gewesen wäre, dann hätte er frohlockt: „Ha, ich habe eine wahrhaft gottbegnadete Stimme“, da er jedoch ein höllischer Deifi war, bewunderte er sich: „Ich habe ein wahrhaft beelzebubbegnadetes Organ!“ In Wirklichkeit krächzte er, daß das Heulen des Cerberus gegen seinen Gesang die reinste Caruso-Platte war. Der Kartoffelkloß, den er in der Kohle hatte, übertraf an Größe den urbayrischen Knödel, er sang durch die Nase wie ein falsch eingestellter Dreiröhrenapparat. Sogar den Teufeln wurde übel, wenn er zu singen anhub, und so verbot ihm Beelzebub kurzen Fußes ein für allemal das Singen.

Ihr könnt euch denken, wie hart dieses Verbot unser Teufelchen traf. Es hatte bisher gesungen, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt“, nämlich wie die Eule, zu allen in der Hölle schmachtenden Theaterdirektoren war es geschlichen: „Bitte, prüfen Sie einmal meine Stimme; Sie werden vor Entzücken aus dem Kochkessel bollern!“ — und nun durfte er nicht mal do re mi sagen! Alle Qualen eines verhinderten Genies machte unser Teufelchen durch, zumal es sich täglich nach der Methode Couee zehnmal sagte: „Ich singe immer schöner!“ Die unterdrückten Mißtöne verursachten ihm die schmerzhaftesten seelischen Blähungen und ein über das andere Mal winselte es: „Ich gäbe die Hälfte meines Schwanzes darum, wenn ich nur ein einziges Mal wieder singen dürfte!“

Und diese Gelegenheit kam. Er durfte an einem Orte singen, an dem Beelzebub nichts zu sagen hatte, nämlich im Himmel. Aber es ging nicht gut aus, wie ihr euch denken könnt. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Zwischen dem Himmel und der Hölle kommt es manchmal zu Auseinandersetzungen: der Satan erhebt Anspruch auf eine Seele, deren Sünden bereits vergeben sind. Das ist unausbleiblich, denn der Himmel ist ja viel gütiger, als sich die Menschen auf der Erde einbilden. Die Menschen würden in solchen Streitfällen einen Prozeß anfangen, aber der Himmel ist zu friedlich dazu, und die Hölle kennt die Juristen viel zu gut, und daher werden solche jenseitigen Meinungsverschiedenheiten mündlich beigelegt. Ein Teufelchen steigt als Bevollmächtigter Beelzebubs ins Wolkenreich hinauf und trägt seine Beschwerde vor.

Und mit dieser Mission wurde eines Ewigkeitstages unser Teufelchen beauftragt. Natürlich machte es sich pickfein. Stunden lang rieb es sich die Hörner mit Sandpapier blank, pedikürte sich mit einem Dampfhammer die Hufe, putzte sich die Zähne mit Schwefelsäure, betrachtete sich wohlgefällig in einer Pfütze und schmunzelte: „Bei dem Bubikopf der teuflischen Großmutter, man trifft selten so Genie und Schönheit in einer Person vereint.“

Unterwegs machte es unser Teufel wie ein richtiger Wanderbursche: es stimmte ein Liedchen an. Und da geschah etwas Merkwürdiges: Petrus hielt diesen Gesang für das Krähen eines Hahnes und floh in jähem Entsetzen. Denn das Krähen des Hahnes erinnert ihn bekanntlich an seine sündhafteste und feigste Stunde. So kam es, daß das Teufelchen die himmlische Pförtnerzelle unbesetzt fand und unangemeldet die Himmelspforte passieren konnte.

Unbekümmert ging es geradeaus und stand plötzlich in einem blendend hellen Aethersaal, in dem eine Engelschar einen Choral mit Posaunenbegleitung probte.

Ihr meint nun vielleicht, unser Teufelchen sei vor diesem Gesang in andächtigste Bewunderung versunken? Dann habt ihr noch keinen Aushilfschoristen über den Heldentenor urteilen hören! Unser Teufelchen rümpfte vielmehr mißbilligend die Nase, und als der Chor verhallt war, platzte es mit dem Urteilsspruch heraus: „Eine schöne Pfuscherei, da schnarche ich im Traume lieblicher!“

Verdutzt sahen sich die Engel an, die jetzt erst den Eindringling bemerkten, und ein vorwitziges Engelchen, dem noch ein Erdenrest anhaftete, fragte: „Kannst dus vielleicht besser?“

„Selbstverständlich“, nickte das Teufelchen herablassend. Und renommierend fügte es hinzu: „Ich bin ein Lieblingsschüler aus der Meisterklasse des großen Ochsenfrosches! Aber ich lasse mich nicht vor Dilettanten hören! Mein Maestro hat es mir verboten!“

„Bitte, singe uns doch etwas vor,“ baten die Englein. „Wir lieben die Musik so.“

„Hm!“ spreizte sich das Teufelchen, „ich bin zwar heute nicht besonders bei Stimme — etwas heiser — der rasche Temperaturwechsel zwischen Hölle und Himmel — aber na — wenn ihr durchaus darauf besteht ...“ Er wählte in Anbetracht des Milieus das künstlerisch wertvollste Lied seines Repertoires, nämlich: „Was machst du mit dem Knie, lieber Hans?“, räusperte sich, um die Spannung zu erhöhen, und legte los. Es klang, wie wenn ein Affe auf einer Gießkanne bläst. Bereits bei den ersten vier Takten fingen die Engel an zu kichern, beim achten Takt brachen sie in helles Gelächter aus, beim zwölften riefen sie einstimmig: „Genug, genug! Du bist ein Meister, aber man kann es nicht aushalten!“

Wie alle Nichtskönner, so ließ sich auch unser Teufelchen zwar bitten anzufangen, aber nicht bitten aufzuhören. Er schmetterte ein Koloratur heraus, daß die Sternschnuppen millionenweise vom Himmel stürzten, bis der Petrus seinen Kopf durch eine Wolkenspalte steckte und murmelte: „Dir werde ich einen Maulkorb besorgen!!! Auf, Kinderchen, holt einen Eimer Weihwasser!“ Weihwasser ist das schlimmste, was es für einen Teufel gibt. Kaum fühlte er den ersten Spritzer, da packte ihn die Verzweiflung. Er rannte wie närrisch im Aethersaal umher („Wetterleuchten“ sagten die Menschen), er suchte ein Mauseloch, das Weihwasser brannte wie tausend Scheiterhaufen, und schließlich flüchtete er mit einem irrsinnigen Sprung kopfüber in eine Posaune.

Die Posaune schrumpfte jählings zusammen, sie nahm eine ganz eigentümliche Form an, sie bog sich in beiden Enden zusammen — der Teufel saß darin und konnte nicht mehr heraus. — Aber man konnte auch nicht zu ihm hinein! Und deshalb benutzte er diese Gelegenheit, nach Herzenslust in der verkrüppelten Posaune zu singen. Er singt noch heute darin, und es klingt, wie wenn ein Stockheiserer durch hundert Nasen singt. Es ist ein eigenartiges Blechinstrument, halb belustigend, halb gänsehauterregend für empfindliche Ohren.

Dies ist die Geschichte von der Erfindung des Saxophons.

Königshütte und Umgebung

Wofür der Magistrat nie Geld hat...

Mit den Stimmen der Deutschen Wahlgemeinschaft und den der Nationalpolen wurde in der letzten Stadtverordnetensitzung der Betrag von 10 000 Zloty für die Renovation des Daches an der Barbarakirche bewilligt. In der vorher stattgefundenen Magistratssitzung ist die Angelegenheit zuerst behandelt worden, da ein Antrag vorlag, und zwar wollten die interessierten Kreise nur 4000 Zloty. Der Magistrat jedoch, der sonst ständig in der Geldklemme steckt und heute ist er nicht viel besser daran, ging weit über den Antrag hinaus, er bewilligte gleich 7500 Zloty. Die Antragsteller konnten damit vollständig zufrieden sein, denn dieser Betrag stellt einen ganz erheblichen Teil dessen, was die gesamte Dachrenovation verschlingen wird. Anscheinend war das nicht der Fall, denn sonst hätte Stadtv. Stefan in der Stadtverordnetensitzung nicht einen neuen Antrag gestellt, der auf 10 000 Zloty ging. Gewiß, mit dem Essen kommt der Appetit! Dazu ist es nach Ansicht der Gläubigen ein gottwohlgefälliges Werk, wenn nach Möglichkeit recht viel Geld für Kirchendächer ausgegeben werden, denn sie sind zur Ehre Gottes und diese Ehre kann nie teuer genug bezahlt werden. Wenn nun seitens des Magistrats gegen den neuen Antrag kein Einwand erhoben wurde, ist das nicht weiter verwunderlich, denn für Kirchen hat er ja immer etwas übrig. Daß aber innerhalb der Deutschen Wahlgemeinschaft nicht eine einzige Stimme sich erhob, die darauf hingewiesen hätte, man möge es bei den 7500 Zloty belassen, das befremdete, denn selbst innerhalb der Nationalpolen wurde darum ersucht. Jetzt erfährt man aber, daß auch die evangelische und ebenso jüdische Kirchengemeinde ihre Gotteshäuser, höchstwahrscheinlich deren Dächer gleichfalls in Stand setzen wollen. Und das erklärt alles. Sicher kann daher erwartet werden, daß schon in der nächsten Zeit die evangelische, wie auch die jüdische Kirchengemeinde Subventionsanträge an den Magistrat stellen. Hat er aber der Barbaraparochie 10 000 Zloty bewilligt, werden die anderen nicht nachstehen wollen und so wird bewilligt, etwas anderes wird nicht gut möglich sein, schließlich hat die Deutsche Wahlgemeinschaft die Mehrheit, ist also entscheidend. Was aber, wenn noch die übrigen katholischen Kirchengemeinden angelaufen kommen. Das kann sehr heiter werden. Hier haben wir schon einen kleinen Vorgeschmack, wie die Arbeit des neuen Stadtparlaments sich gestalten wird. Vielleicht baut es uns gar noch einige neue Kirchen auf, denn deren haben wir zu wenig in Königshütte und sie sind notwendiger als die leiblichen Interessen, meinte unlängst ein prominentes Mitglied dieser Deutschen Wahlgemeinschaft. Und das will uns ziemlich viel besagen, denn nicht nur sie allein, sondern auch der Magistrat handelt nach diesem Grundsatz. Für alle möglichen Organisationen, Vereine und Vereinchen, Institutionen, Kirchen zählen wir zu den letzteren, die für die Oeffentlichkeit fast nutzlos sind, wirft er Unsummen heraus. Handelt es sich aber darum, die Not in unserer Stadt zu lindern, da kommt er mit seiner üblichen Ausrede: Geldkalamität. Noch nie haben wir es im Stadtparlament erlebt, daß er, falls ein Antrag auf Erhöhung der Sätze für Ortsarme, auf Beihilfen für Arbeitslose und Aehnliches eingereicht wurde, ohne Widerspruch in den Stadtsäckel gegriffen hätte. Und selten genug war es, wenn von seiten der Bürgerlichen solche Anträge widerspruchslos hingenommen wurden. Hier wollen wir einschalten, daß auch nie vom Magistrat und den bürgerlichen Parteien Anträge, wie wir sie oben bezeichneten, gestellt worden sind, sondern stets immer von den sozialistischen Richtungen. Das und die Interesselosigkeit, die Magistrat und die bürgerlichen Parteien im Stadtverordnetenkollegium war entscheidend dafür, daß bisher fast gar nichts für die notleidende Bevölkerung getan worden ist, und für Arbeiterinteressen ebenso wenig. Wundern darf man sich darüber jedoch nicht, denn wieviel Arbeitervertreter stecken im Stadtparlament. Man kann sie an den Fingern abzählen und doch ist Königshütte eine ausgesprochene Arbeiterstadt. Das ist ein besonders trauriges Kapitel, denn es dürfte nicht vorkommen, daß im Parlament einer Arbeiterstadt sich Bürgerliche breit machen und womöglich gar etwaige Arbeitervertreter, wie es in der letzten Stadtverordnetensitzung der Fall war, verhöhnen. Aber von Schuld kann sich die Arbeiterschaft hier nicht freisprechen, warum ist sie so wenig klassenbewußt und sucht sich ihre Vertreter in Kreisen der Beamten- und Kaufmannschaft, anstatt in den eigenen Reihen. Hat sie es jemals erfahren, daß diese Kreise ihre Interessen wahrgenommen hätten? Und heute muß sie die Früchte ihrer Interesselosigkeit gegenüber kommunalen Fragen teuer genug bezahlen und obendrein verspotten lassen. Ob von der Deutschen Wahlgemeinschaft oder den Nationalpolen, das ist einerlei. Herr Spaltenstein jedoch, der erste Repräsentant der Stadt, der noch anläßlich des Staatspräsidentenbesuches von der „hohen Ehre" sprach, eine Arbeiterstadt vertreten zu dürfen, möge dies auch in die Tat umsetzen und das will heißen, in erster Linie für die nötigsten Interessen des Groß der Königshütter Bevölkerung, das ist die Arbeiterschaft, von der ein beträchtlicher Teil in den erbärmlichsten Verhältnissen lebt, eintreten. Das ist viel nötiger als Kirchenreparaturen, oder Subventionen an Hinz und Kunz.

Siemianowitz

Gute Geschäfte...

Lange Zeit ist noch nicht verstrichen, als die Herren Betriesräte der Eminenzgrube mit einem jüdischen Händler über Lieferung von Ware gegen 4malige Ratenabzahlung eine Vereinbarung getroffen haben und schon wieder muß man feststellen, daß Betriebsräte von anderen Gruben dasselbe tun. Unter diesen ist auch der Obmann des Betriebsratausschusses der Grube „Laurahütte" zu finden. Der Obmann obengenannter Grube hatte nämlich so eine Vereinbarung mit einem vor kurzem eingewanderten Händler, welcher in Königsh. ansässig ist, abgeschlossen, ohne vorher eine Betriebsratssitzung einberufen zu haben. Die geschäftliche Vereinbarung ist so ziemlich dieselbe wie im Falle der Eminenzgrube. Der Arbeiter erhält Bons in Höhe von 100 und 200 Zloty, mit denen er zu dem Händler nach Königshütte gehen muß, wo er die bestimmte Ware erhält. Das Geld wird dem Arbeiter zu vier Raten bei den Vorschußtagen und Löhnungstagen von den zu erhaltenen Beträgen abgezogen. Daß der geschäftstüchtige Händler dabei große Gewinne einsteckt, ist schon aus einer einzelnen Angabe zu ersehen. Ein Arbeiter, welcher vom Obmann einen Bon im Werte von 100 Zloty entgegennahm, erhielt dafür ein Paar braune Schuhe zum Preise von 33 Zloty, ein Paar schwarze Schuhe zum Preise von 32 Zloty, ein Paar Arbeitsschuhe zum Preise von 24 Zloty und für die übrigen 11 Zloty noch einige Kleinigkeiten. Die braunen Schuhe, für welche er 33 Zloty zu zahlen hat, kosten in einem hiesigen Schuhgeschäft auf der Wandastraße 27 Zloty und in Bendzin erhält man sie sogar für 22 Zloty. Die schwarzen Schuhe, für die er 32 Zloty zu zahlen hat, kosten in demselben Geschäfte 26 Zloty und in Bendzin sogar 20 Zloty. Die Arbeitsschuhe, für die er 24 Zloty zu zahlen hat, kosten 19 Zloty und in Bendzin sogar 13—15 Zloty. Bei den anderen Sachen ist die Differenz ebenfalls dieselbe. Für die drei Paar Schuhe wäre also ein Mehrbetrag von 17 Zloty gegenüber dem Schuhgeschäft zu bezahlen, und dem Schuhhandel in Bendzin sogar ein Mehrbetrag von 21—23 Zloty. Rechnen wir noch für die übrigen 11 Zloty einen Mehrbetrag von 2 Zloty zur ersteren Summe und zwar den 17 Zloty und einen Plusbetrag von 3 Zloty zu der Bendziner Summe und zwar den 21—23 Zloty hinzu, so erhalten wir das Fazit: 19 Zloty Wucherüberzahlung gegenüber den hiesigen Geschäften und durchschnittlich 25 Zloty Wucherüberzahlung gegenüber den Bendziner Händlern. Die Billigkeit in Bendzin ist wohl darauf zurückzuführen, daß die hiesigen Geschäftsleute eine weit höhere Steuer zu entrichten haben, wie die Bendziner; und zweitens, weil die Letzteren das Schuhwerk meistens selbst anfertigen. Und trotz der höheren Steuerentrichtung seitens der hiesigen Kaufleute, muß hervorgehoben werden, daß diese dieselbe Ware noch 19 Zloty billiger verkaufen, wie der Königshütter Händler. So wie auf der „Laurahütte"-Grube soll auch derselbe Fall auf der Maxgrube zu verzeichnen sein, wo einerseits die Verwaltung und Betriebsräte und anderseits ein eingewanderter Händler in Lipine das „Geschäft" abgeschlossen haben. Zu diesen beiden Fällen werden wir noch später, nach Einziehung weiterer Informationen, mal Stellung nehmen.

Herbst in der Stube.

Auf meinem Schreibtisch saß eine Fliege. Ich wollte sie verjagen und bewegte die Hand gegen sie. Aber die Fliege flog keineswegs eilends davon. Sie duckte sich, und erst nach einer Weile breitete sie ihre Flügel aus und überquerte auf dem Luftwege die kleine Spanne zwischen Schreibtisch und Fensterbrett. Dort ließ sie sich wieder und verharrte einige Augenblicke als sei sie ermüdet von ihrer Reise. Schließlich krabbelte sie weiter: langsam, bedächtigt, kraftlos und kletterte an der Scheibe empor.

Fliegen haben undurchdringliche Gesichter, von denen sich kaum sagen läßt, daß die Rückschlüsse auf Gemütsbewegungen zulassen. Aber es schien mir doch ganz so, als sei die Fliege sehr traurig. Sie blickte auf die Straße hinaus. Drüben die Häuserwand lag in mattem Gold der Herbstsonne. Ja, in fernen Herbsttagen hatte sie herumgesummt in solchen Sonnenstrahlen, hatte sie sich darinnen mit den Gefährten getummelt! Wo waren die Gefährten geblieben? Einige waren den gräßlichen Foltertod an der Leimtüte gestorben. Einige waren im Netz der Spinne verendet. Die meisten aber waren der Jahreszeit zum Opfer gefallen, diesem gräßlichen Kälte-Einbruch. Sie war die letzte ihrer Generation, der altersschwache Abklang eines lebensfrohen Völkchens.

Es war nur eine Fliege, die an der Fensterscheibe klebte, eine von der Last der Tage gebeugte, müde gewordene Stubenfliege, die das Ende herankommen fühlte. Aber es war doch ein Stück Welt, das sie verkörperte: die Welt eines Sommerjahres, die dem Verfall preisgegeben war und unweigerlich dahinsank.

Vielleicht ging meiner Fliege eben die ewige Schicksalsfrage aller dem Tod geweihten Kreatur durch den Kopf: Was wird nachher sein? Der frohbewegte Lyriker ist mit der stimmungsvollen Antwort schnell bei der Hand: Neue Sommer und neue Fliegenwölkchen! Schade, daß eine kränkelnde Stubenfliege, der schon nach wenigen Flügelschlägen immer die Puste ausgeht, mit dieser Auskunft nicht viel anfangen kann!

Myslowitz

Von den Gieschegruben. Auf den Gieschegruben betrug die Belegschaftstärke in den Jahren von 1919—1924 über 11 500 Mann. Die Förderungsleistung betrug damals pro Kopf der Belegschaft 0,80 Tonnen pro Schicht. Auf den Strecken war die Solleistung auf 5—7 Kasten, je nach Breite und Höhe der Strecken, während auf den Pfeilern dieselbe 7—9 Kasten betrug. Nach dem verlorenen Aprilstreik 1924 wo die Poln. Berufsvereinigung eine große Agitation gegen den Streik führte und anbei die Streikbrecherrolle spielte, änderten sich hier die Verhältnisse in wenigen Tagen. Die besten Arbeiter und Betriebsräte flogen aus dem Betriebe. Eine Erhöhung der Solleistung wurde auf sämtlichen Schachtanlagen der Gieschegruben vorgenommen, ganz gleich, ob es die Bergleute leisten konnten. Nach dieser Solleistung wurden dann die Löhne gezahlt, welche dann meistenteils unter dem Tarifvertrag erfolgten. Mit der Zeit erfolgten die großen Massenentlassungen auf den Gieschegruben, so daß heute die Belegschaftstärke zwischen 5700—6000 Mann schwebt. Die Förderungsleistung ist um das 2½fache gestiegen. Voran steht die Schachtanlage Karmerschacht mit einer Leistung von 2,2 Tonnen pro Kopf der Belegschaft. Die höchste Leistung ist in den zwei Abteilungen Andreasflöz, wo 2½—3 Tonnen auf den Kopf der Belegschaft dieser Abteilungen fallen. Diese hohe Förderungsleistung wird anbei durch Ueberschichten der Häuer und Schlepper erzielt, während die Schichtlöhner feiern müssen. Dazu kommt noch, daß man sehr wenig auf die Bergpolizeivorschriften achtet, sollten diese wirklich befolgt werden, so steht fest, das die Produktion auf die Hälfte zurückgeht. Die Proben mit den Stoppuhren auf den Ortsnummern, wo dann nach den Bergpolizeivorschriften gearbeitet wird, beweisen dies zur Genüge Obgleich sich die Unfälle gegen die Jahre von 1919—1924 um das dreifache erhöht haben, achtet der Bergmann wenig darauf und strebt alle Vorschriften außer acht lassend, immer mehr zu verdienen. Durch die starke Ueberproduktion vergrößern sich die Kohlenhalden und es ist schon auf den Gieschegruben eine alte Gewohnheit, daß für jede Woche eine Feierschicht eingelegt wird, natürlich werden nur die Schichtlöhner dadurch benachteiligt, weil die Häuer vor Ort, wieder dafür eine Doppelschicht verfahren. Durch diese Methoden hat es die Verwaltung verstanden, die Belegschaft in zwei Lager zu spalten, wo der größere Teil der Belegschaft den produktivtätigen Häuern feindlich gesinnt ist. Eine Verständigung ist hier schwer zu schaffen, weil von der gesamten Belegschaft höchstens 10 Prozent organisiert sind. Gelingt es nicht die Belegschaft restlos zu organisieren, so wird die Arbeiterschaft der Gieschegruben, noch so manche trübe Erfahrungen machen müssen.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Unglücksfälle. Auf der Piekarer Straße in Scharley stieß das Personenauto J. K. 48 874, welches der Chauffeur Josef Jurczynski aus Beuthen führte, mit einem Fuhrwerk des Kaufmanns Augustin Mazur aus Scharley zusammen. Das Auto wurde dabei nur leicht beschädigt und die einzige Insassin, die 4 Jahre alte Hildegard Nowak kam mit einigen leichten Verletzungen davon, während der Chauffeur vollständig unverletzt blieb. Schlimmer erging es der anderen Partei, denn ein Pferd wurde schwer zugerichtet, so daß es abgeschlachtet werden mußte, während der Wagen stark demoliert wurde, der Kutscher kam hier ebenfalls glücklich davon. Da die Schuld am Zusammenstoß den Chauffeur trifft, wurde dieser festgenommen und dem Tarnowitzer Gefängnis zugeführt und das Auto beschlagnahmt

Kommunales aus Hohenlinde. Die letzte Gemeindevertretersitzung fand im Amtszimmer des Gemeindevorstehers statt. (Wozu ist der Gemeindesitzungssaal, weshalb wird die Oeffentlichkeit ausgeschlossen?) Es waren über 9 Punkte zu beraten. Die ersten 3 Punkte wurden vertagt. Diese betrafen Schaffung eines Statutes betr. Erhebung von Steuern von Grundstücken, welche an der Baufluchtlinie gelegen sind und den Charakter von Bauplätzen erworben haben, Beschlußfassung über die Festsetzung des allgemeinen Wertes von Bauplätzen, Festsetzung der Höhe der einzuziehenden Steuern von Bauplätzen. Punkt 4 betraf den Anhang zum Statut der gewerblichen Fortbildungsschule. Die Starostei hat den in der Gemeindevertretersitzung vom 10. 8. 1927 beschlossenen Anhang, wonach für den Besuch der Fortbildungsschule von der Industrie 30 Zloty und von den Gewerbetreibenden 20 Zloty pro Lehrling und Jahr eingezogen werden sollte, nicht bestätigt und stellt anheim, folgende Sätze zu erheben: Von der Industrie 20 Zloty und von den Gewerbetreibenden bis zu 60 Zloty pro Lehrling und Jahr. Dementsprechend wurde beschlossen. Punkt 5 die Gewährung einer Subvention für die Hochwassergeschädigten. Es wurde ein Betrag bis zu 500 Zloty bewilligt. Punkt 6 die Anfertigung der Türen für den Gemeindeneubau, welche dem ortsansässigen Tischlermeister Niechoj übertragen wurde. Punkt 7 die Vergebung der Installationsarbeiten für Wasser, Gas und Kanalisation im Neubau wurde zurückgestellt. Mit der Installierung der elektrischen Beleuchtung wurde die Fa. Spicka in Königshütte beauftragt. Punkt 8 betraf Stellungnahme in der Angelegenheit des Gemeinderegistrators Rygiol. Der Gemeindevorsteher teilt mit, daß er von einer vorgesetzten Behörde ersucht wurde, Rygiol zu entlassen. Nach den Gründen zu diesem Vorgehen befragt, teilte der Gemeindevorsteher mit, daß er darüber nichts sagen könne, gibt aber zu, daß aus dienstlichen Gründen kein Anlaß besteht, gegen diesen langjährigen und tüchtigen Gemeindebeamten derart vorzugehen. Rygiol ist der letzte der übernommenen Beamten und weder Mitglied des Westmarkenvereins noch des Kornkeverbandes. Aber er ist tüchtig im Dienst und das ist vielleicht ein Fehler. Wem ist etwas noch nicht klar? Die Sanacja tobt und will auch in Hohenlinde Opfer haben. Mit 5 Stimmen und 6 Stimmenthaltungen haben sich die Gemeindevertreter gegen diese Machination erklärt. Was nun, Herr Starosta? Vielleicht wird daraufhin die Gemeindevertretung aufgelöst! Bezeichnenderweise enthielt sich der Gemeindevertreter Sklorz von der P. P. S. auch der Stimme. Er befürchtet wohl, sonst seinen nebenberuflichen Gemeindewächterposten zu verlieren, oder war etwa das Vaterland wieder einmal in Gefahr? Punkt 9. Der Hausbesitzerin Marie Dworatzek wurde zur Durchführung notwendiger Baureparaturen ein kurzfristiges Darlehn von 2000 Zloty gewährt. 19,25 Uhr war die Sitzung beendet.

Wasserkanalität. Seit gestern mittag ist ganz Schwientochlowitz ohne Wasser, auch heute früh fehlte das köstliche Naß vollständig. Da die Absperrung ohne Benachrichtigung erfolgte, konnte niemand sich mit dem Notwendigsten versorgen, was in Anbetracht der stark um sich greifenden Herbstkrankheiten für die Bewohner äußerst unangenehm und gefährlich ist. In Prozessionen holt man sich jetzt aus Eintrachthütte Wasser.

Streik der Kirchturm- und Bahnhofsuhren. Eine seltene Solidarität üben die öffentlichen Schwientochlowitzer Uhren, indem sie sich was Unzuverlässigkeit in der Zeitangabe anbetrifft, dauernd Stange halten. Die Kirchturmuhren trotzen beharrlich der astronomisch festgelegten mitteleuropäischen Zeit, welche für unsere Breiten maßgebend ist. Hinzu kommt noch, daß von den vier Uhren jede einzelne ihren eigenen Gang geht und dementsprechend eine andere Zeit angibt, die bis zu 4 Stunden schwankt. Die Bahnhofsuhren scheinen gleichfalls an einer chronischen Krankheit zu leiden. Meistenteils schmückt ihr bewegtes Antlitz ein Kreuz aus Zeitungspapier, welches stets bei den chronischen Anfällen als Pflaster dient. Sind sie wiederhergestellt, so veranstalten die oberen mit der im Vorraume angebrachten Uhr ein Wettrennen, wobei Letztere bei dem letzten Rennen einen Vorsprung von 5 Minuten erlangt hat. An diesem Erfolg zehrte sie mehrere Tage, bis sie endlich von den Perronuhren eingeholt wurde. Ist denn in Schwientochlowitz tatsächlich kein tüchtiger Uhrenarzt vorhanden?

Geschäftliches

Sport am Sonntag

1. F. C. Kattowitz — Warta Posen.

Im fälligen Meisterschaftsspiel der Landesliga begegnen sich am Sonntag, den 16. Oktober, um 3 Uhr nachm. auf dem 1. F. C.-Platz obige Gegner. Wie bekannt, unterlag der 1. F. C. der Warta in der ersten Serie in Posen und der 1. F. C. wird wohl noch einmal seine kaputen Knochen zusammennehmen müssen, um sich die Punkte zu sichern. Daß sich die Warta in sehr guter Form befindet, beweisen die guten Resultate aus ihren letzten Spielen. Und wir hoffen, daß uns der 1. F. C. eines seiner guten Spiele vorführen wird.

Landesligaspiele.

Legja, Warschau — Ruch, Bismarckhütte, in Warschau.
T. K. S. Thorn — Pogon, Lemberg, in Thorn.
Touristen Lodz — Polonia, Warschau, in Lodz.
Jutrzenka Krakau — L. K. S. Lodz in Krakau.

*

Sport-Allerlei.

Im Berliner Sportpalast wurde die diesjährige Boxmeisterschaft im Schwergewicht zwischen dem Titelhalter Rudi Wagner Dortmund und dem Exmeister Diener, Berlin, in einem 15 Rundenkampf ausgetragen. Nach einem sehr flauen Kampf, den sich beide Gegner lieferten und vom Publikum ausgepfiffen wurden, wurde Diener der Sieg und somit der Meistertitel zuerkannt.

Arne Borg, die Rekordmaschine. Ein neuer Weltrekord über 880 Yard Freistiel konnte der schwedische Meisterschwimmer Arne Borg anläßlich des verbandsoffenen Damenschwimmfestes des S. C. Germania 94, Berlin, im Berliner Lunapark aufstellen. Er verbesserte den Rekord von 10:28,7 auf 10:14,5.

Der bekannte Stuttgarter Billardspieler Hagenlocker gewann in dem Kampf um die Weltmeisterschaft der Berufsspieler die beiden letzten Partien überlegen gegen den Amerikaner Coochran mit 500:68 und 500:326 Points.

Die Liga-Spieler Spoida, Luxemburg, Adamek und Hoch wurden von dem Spielausschuß der Liga wegen rohen Spielens auf längere Zeit gesperrt.

Die Prager Slavia verlangte von einem Krakauer Fußballverein für ein Spiel nicht weniger als eine Entschädigung von 1600 Dollar.

Die Warschauer Polonia legte gegen ihr Spiel mit Pogon Lemberg Protest ein und motivierte diesen damit, daß der Schiedsrichter ein Abseitstor gegeben hatte und ihren Spieler Krygier unrechtmäßig vom Platze gewiesen hätte. Der gleiche Klub forderte für alle seine Spiele den Krakauer Unparteiischen Ciemianski als Schiedsrichter.

Die Hasmonea Lemberg hat ebenfalls einen Protest eingelegt gegen ihr Spiel mit der Jutrzenka Krakau, weil angeblich von dem Krakauer Verein 3 Spieler nicht spielberechtigt waren.

Das Länderspiel Polen — Ungarn findet am 23. d. Mts. in Krakau statt. Die polnische Repräsentativmannschaft wird sich sowohl aus Spielern der Liga wie auch des PZPN. zusammensetzen,

*

Großer Boxkampfabend in Königshütte.

Am Dienstag, den 18. Oktober, abends 8 Uhr, veranstaltet der Königshütter Boxklub im Hotel Graf Reden einen Internationalen Kampfabend gegen den Amateur-Boxklub Oppeln. Es werden kämpfen: Im Federgewicht: Heiskel 06 Myslowice gegen Dimbala, Krol. Huta. Im Fliegengewicht Lauterbach Oppeln gegen Orzegowski, 09 Myslowitz. Im Bantamgewicht: Warzecha, Oppeln gegen Pyka, poln. Meister 1927, Krol. Huta. Im Federgewicht: Stoffko, Oppeln, gegen Gorny, poln. Meister 1927. Krol. Huta. Leichtgewicht: Skowronek Oppeln gegen Gawlik, Krol. Huta. Im Weltergewicht: Teller, Oppeln gegen Klarowicz, Krol. Huta, Sieger über den poln. Meister Arski, Posen, 1. Rd. K. O. Im Mittelgewicht: Paacke, Oppeln, oberschl. Weltergew.-Meister 1927 gegen Jokel, Krol, Huta, Woj.-Meister 1927. Im Halbschwergewicht: Kaleja, Oppeln, oberschl. Meister 1927 gegen Kupka, B. K. S. Katowice, Woj.-Meister 1927. Den Hauptkampf des Abends bestreiten: Wende 09 Mylowice, poln. Meister 1927 gegen Kulessa I. 06 Myslowice. Im Schwergewicht: Stibbe, Krakow 170, aussichtsreichster Kandidat für poln, Meister gegen Wotzla, 06 Myslowice 176, Woj.-Meister 1927. — Stibbe bekannt durch sein gutes Unentschieden mit Hudasz, Vorwärts Breslau, und seinen jüngsten Sieg über Haase Danzig, 3. Rd. K. O. — Wotzka bekannt durch seinen Sieg über Juraszek 2. Rd. K. O.

Börsenkurse vom 15. 10. 1927

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8 95 zł
		frei	=	8.96 zł
Berlin	100 zł		=	46.83 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213.30 zł
	1 Dollar		=	8.95 zł
	100 zł		=	46.83 Rmk.

Das Museum des Grauens

Scotland Yard, das Hauptquartier der Londoner Polizei, hat eine Abteilung, zu der nur Auserwählte Zutritt haben: das sogenannte „Schwarze Museum". In einem vor kurzem in London erschienenen Buche gibt der englische Kriminalist Joseph Gollomb eine überaus fesselnde Schilderung dieser eigenartigen Ausstellung.

„Es ist ein Museum, das nur die dunkelsten Seiten der menschlichen Seele offenbart. Schreckliche Taten rufen diese von Blutflecken verrosteten Messer, diese Revolver und anderen Waffen ins Gedächtnis zurück. Eine unheimlichere Schaustellung kann man sich kaum vorstellen.

Der Raum dient zugleich als Detektivschule. Hier werden den angehenden Kriminalisten Vorlesungen über berühmte Verbrecher gehalten, wobei sie das corpus delicti gleich vor den Augen haben. Mein Blick blieb an den langen Wandbrettern haften, auf denen lange Reihen aus gelbgrauem Lehm modellierter Köpfe standen. Es sah beinahe aus wie ein Pantheon mit den Büsten großer Männer. Ich fragte Inspektor Hendry, was das für Leute seien. „Wenn Sie die Hälse genauer betrachten, werden Sie sofort verstehen, was das für Leute sind." Ich sah mir die Sammlung näher an. Um den Hals eines jeden Lehmkopfes zog sich ein eingedrückter Ring. Ein plötzlicher Schauer befiel mich. Schlechtrasierte Gesichter, harte und zugleich verzerrte Züge, blinde Augen, der Ring um den Hals: es waren die Totenmasken, die den Delinquenten sofort nach der Hinrichtung abgenommen worden waren. Der Ring war die Spur des Henkerstricks. Ich wandte mich entsetzt ab und sah nun einen Glasschrank, hinter dessen staubigen Scheiben verschiedene merkwürdige Gegenstände meine Aufmerksamkeit erregten. Jeder Gegenstand war mit einer Karte versehen. Die meisten Karten waren vergilbt; die Inschriften ließen erkennen, daß das Verbrechen, mit dem der Gegenstand im Zusammenhang stand, Scotland Yard beschäftigt hat. Hier waren hauptsächlich Angriffswaffen aller möglichen Arten gesammelt. — Dolche, Messer, Hammer, Pistolen und Revolver verschiedenster Typen, Beile von eigentümlicher Art, wahrscheinlich eigens für verbrecherische Zwecke angefertigt. In einer anderen Vitrine lagen Einbruchswerkzeuge und Zangen in den verschiedensten und merkwürdigsten Ausführungen. Einige glichen Konservenöffnern, hatten aber manchmal meterlange Griffe. Die nächste Vitrine enthielt Werkzeuge des systematischen Betrugs; falsche Bärte, Perücken, falsche Holzbeine, dunkle Brillen, womit professionelle Gauner das Mitleid gutherziger Menschen zu erwecken verstehen.

In dieser Sammlung befand sich auch ein Apparat, der wie ein Tombolarad aussah. „Der Kerl", so erzählte mir Inspektor Hendry, „der mit diesem Glücksrad gute Geschäfte machte, hatte einen Affen als Komplizen. Der Mann war schlau und machte sich nur an einfache Bauern heran. Er verdiente durch seinen raffinierten Gaunertrick sehr viel Geld und wäre noch reich geworden, wenn wir ihm nicht rechtzeitig das Handwerk gelegt hätten. Mit diesem Rad konnte man für 10 Pences ein Pfund gewinnen. Der Gauner hatte aber seine Helfershelfer in der Menge, die auf dem Marktplatz seinen Darbietungen beiwohnte. Um jeden Verdacht eines Betrugs von sich abzulenken, ließ er den Affen das Rad drehen. Jocko, der kleine graue Sohn der Wildnis, war ehrlicher als sein Herr: ahnungslos drehte er das Rad, das der Gauner durch eine geschickt verdeckte Manipulation bei der Nummer zum Stillstand brachte, die sich sein Mithelfer erworben hatte. Auf diese Weise war es unmöglich, den Kerl zu überführen, was jedoch einem unserer Detektive, der sich, als Bauer verkleidet, unter das Publikum mischte, gelang."

Ich sah weiter eine abgerundete Holzkeule, die an jedem Ende mit Eisenstangen versehen war. „Dieses Werkzeug", so erklärte der Inspektor, „wurde von einem Dieb erfunden, dessen Spezialität es war, Wohnungen zu bestehlen, während die Leute zu Hause waren. Das ist ein ganz besonders schwieriges Verbrecherfach, das zugleich Mut und Nervenstärke erfordert. Das Risiko dabei ist groß, wenn auch die Erfahrung lehrt, daß die Leute, wenn sie zu Hause sind, am wenigsten aufpassen. Der Mann schlich sich gewöhnlich durch die Hintertür in den Korridor, öffnete irgend eine Tür und riegelte sich dann im Zimmer ein, wobei er die Keule mit dem einen Ende in den Boden, mit dem anderen in die Tür stieß. Die Tür konnte daher von außen nicht geöffnet werden. Eines Tages wurde er in einem vornehmen Hause ertappt und entfloh durch das Fenster, ohne Zeit zu haben, sein Instrument mitzunehmen. Bei einer Haussuchung in dem Revier, wo der Dieb nach unserer Vermutung wohnen mußte, entdeckten wir einen billigen Tisch aus Tannenholz, bei dem ein Bein fehlte. Die Keule paßte aber gerade als viertes Bein. Wäre der Gauner nicht so sparsam gewesen, und hätte er den Tisch weggeschafft, hätten wir ihn niemals überführen können!"

In einer anderen Vitrine sah ich eine altmodische Laterne, wie man sie früher als Fahrradlampe benutzte. Auch dieser scheinbar harmlose Gegenstand hatte seine Geschichte. Die Laterne wurde in dem Zimmer eines ermordeten Hehlers gefunden. Sonst fehlte von den Tätern jede Spur. Die Laterne wurde nun einem Kind, dem siebenjährigen Jungen eines Konstablers, in die Hand gedrückt. Man ließ den Kleinen tagelang in den verschiedensten Gegenden Londons auf der Straße spielen. Die Spekulation glückte. Eines Tages, nach monatelangen Versuchen, kam ein Junge auf den Kleinen zu und erklärte, die Laterne gehöre ihm. Es erwies sich, daß die Laterne aus dem Installationsgeschäft seiner Mutter stammte. Man verfolgte die Spur und stellte fest, daß ein Monteur des Geschäfts den Hehler ermordet hatte. Der Kopf des Mörders gehört zur Sammlung der Köpfe des Museums."

Urweltserinnerungen

Von Willy Ley.

Als Charles Darwin auf seiner Weltumsegelung als junger Naturforscher aus dem Pampaston das Skelett eines eiszeitlichen Großsäugetieres ausgrub, kam ihm zum ersten Male der Gedanke, ob das von Linnee aufgestellte Dogma, daß alle Tierarten schon bei Erschaffung der Welt gesondert erschaffen worden seien, auch wirklich stimme. Auf den vielbejagten und wenig besungenen Galapagosinseln kam diese Erkenntnis dann klarer, und die Frucht der Ueberlegungen war Jahre danach das Buch von der Entstehung der Arten. Während man sich allgemein ablehnend und abwartend verhielt, griff in Deutschland Ernst Haeckel die neue Lehre mit aller Energie auf und ging auch sofort daran, die ersten Stammbäume aufzustellen.

Einige Jahre später gelang ihm dann der damals überraschende Fund, daß die Entwicklung der Tiere im Ei (bezw. im Mutterleibe) und die vermutete Entwicklung der betreffenden Tierart in der Urzeit ganz auffallende Parallelen zeigte. Der Affe, so hieß es, der in der Urwelt die Stadien des einzelligen Wesens, der Zellgemeinschaft, des Zellbechers (Gastrula), des Wurmes, Fleisches, Reptils und Ursäugers gegangen war, ging bei seiner persönlichen Entwicklung noch einmal andeutungsweise denselben Weg. Haeckel nannte das das biogenetische Grundgesetz, jetzt sagt man, weil man inzwischen noch einige wenige Ausnahmen entdeckt hat, biogenetische Regel.

Nun erhob sich natürlich auch sofort die Frage „Warum"?. Warum macht der Affe oder der Frosch oder der Sonstwas bei seiner persönlichen (ontogenetischen) Entwicklung noch einmal die des ganzen Stammes (phylogenetische Entwicklung) durch? Warum glichen sich, nun einmal wissenschaftlich ausgedrückt, Phylogenese und Ontogenese so auffällig? — — Daß sie es tun und taten, steht fest, daß sich allerlei Schlüsse daraus ziehen ließen, auch, — aber warum? Eine direkte Antogenese (die Fremdwörter sind ja nun klar) wäre doch viel einfacher, und die Natur macht doch sonst nur selten Ueberflüssiges.

Die einfachste Antwort wäre ja nun, daß hier eben einer der Fälle vorliegt, wo etwas Ueberflüssiges gemacht wird. Aber das genügte nicht.

In der ersten Zeit nach der Erkenntnis der biogenetischen Regel dachte man darüber gar nicht nach, man hatte damit zu tun, sich über augenfälligere Dinge klar zu werden und nach dem inneren Anstoß der Entwicklung zu suchen. Ob es kleine Abänderungen (Variationen) oder große Sprünge (Mutationen) seien, darum ging der Streit. Ob vielleicht die Entwicklung nur im Keimplasma liegt oder im fertigen Tier. Ob sich erworbene Eigenschaften, z. B. ein neuer Instinkt oder auch etwas Körperliches, wie ein durch Recken nach Baumblättern länger gewordener Hals, vererben könne oder nicht. Einige dieser Fragen wurden entschieden, andere nicht. Die nach der Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften beispielsweise unter Umständen bejahend.

Ein Schüler Haeckels, Richard Semon, rollte die Frage nach der inneren Ursache der Parallelen zwischen Anto- und Phylogenese wieder auf.

Und beantwortete sie auch gleich.

Und einige andere Fragen mit.

Diese anderen Fragen waren sonderbare Experimente, die Roux in Halle gemacht hatte. Nämlich die der halben Froschembryonen. Er war darauf durch eine Beobachtung des Tiefseeforschers Chun gekommen. Chun hatte nach Stürmen von manchen wirbellosen Seetieren regelrechte halbe Exemplare erbeutet. Aber nur nach Stürmen. Es schien, als wüchsen sich diese halben Tiere wieder zu ganzen aus. Man nahm nun an, daß die halben Tiere so entstanden waren, daß durch die Sturmweller befruchtete Eier der Tiere, die sich einmal gerade geteilt hatten (ein befruchtetes Ei ist nur eine Zelle, die sich dann in 2, 4, 8, 16, 32 usw. teilt), auseinandergerissen worden waren und jede Zelle sich zunächst zu einem halben Embryo entwickelt hatte. Roux konnte den Wahrheitsbeweis führen, indem er Froscheier, die auch gerade sich einmal geteilt hatten, auseinanderschüttelte oder die eine Zelle mit einer Glühnadel tötete. Aus diesen Zellen wurden dann regelrechte halbe Froschembryonen, die auf einer gewissen Stufe die fehlende Hälfte ergänzten.

Was hatte das nun wieder veranlaßt?

Semon gab als Antwort nur ein Wort: Mneme!

Zu deutsch etwa soviel wie Gedächtnis. Wer einmal etwas Aufregendes erlebt hat, beispielsweise eine Löwenjagd, der braucht Jahre danach nur das Bild eines Löwen zu sehen, um sofort sich an die ganze Jagd mit allen Einzelheiten zu erinnern.

Semon sagte nun nicht, die Parallele zwischen Ontogenese und Phylogenese sei ein „Körpergedächtnis", — er meinte, dasselbe, was bei uns das Gedächtnis veranlaßt, mache auch diese körperliche Parallele. Erwirke ebenso die Ergänzung des halben Froschembryos zu einem ganzen.

Man hat in der Fachwissenschaft wenig zu dieser Lehre gesagt und man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, das dies lediglich auf ein Nichtverstehen beruht. Ganz leicht zu fassen ist das ja wirklich nicht, aber wenn man erst einmal den Kern der Sache begriffen hat, leuchtet es durchaus ein.

Man hat nämlich nun auf einmal auch etwas, was die Atavismen denkmöglich macht. Als Atavismen bezeichnet man die sonderbare Geschichte, daß manchmal plötzlich bei einem Menschen körperliche Eigenschaften hervortreten, die den tierischen Vorfahren zukamen, sonst aber fehlten. So z. B. mehrfache Brustwarzen, eine weiße Haarlocke auf der Stirn (bei den Tieren die Blesse), riesige Muttermale, die der Mediziner mit einem bezeichneten Ausdruck „Tierfellnaevi" nennt und anderes. Auch hier ist die Semonsche Mnemotheorie die beste Erklärung.

Ob es auch geistige Atavismen gibt und wieweit manche Geisteskrankheiten vielleicht geistige Rückschläge auf Vorfahrenstufen sind, steht noch nicht fest. — Man redet neuerlich soviel davon, daß die Drachensagen der Völker Erinnerungen an die Dinosaurier seien. Erinnerungen aus der Zeit, da der Mensch selbst noch Tier war. Man bekämpft diese Ansicht von vielen Seiten. Aber warum soll sie denn gar so widersinnig sein, wenn doch auch der Körper Erinnerungen aus dieser Zeit aufbewahrt und manchmal ans Tageslicht bringt?

Wir stehen noch ziemlich am Anfang der Forschung, und wer weiß, wie weit die Parallelen auch zwischen körperlicher und geistiger „Mneme" noch gehen mögen.

Vermischte Nachrichten

Ein Hocharistokrat als Fußballspieler.

Budapest hatte am vorigen Sonntag eine besondere Sensation. Auf dem großen Fußballsportplatz debütierte ein Hocharistokrat als Kapitän einer Fußballmannschaft. Es ist Graf Alexander Festetics, gewesener Husarenrittmeister, später Landesverteidigungsminister, Herr auf 30 000 besten Ackerfeldes in Transdanubien. Dazu noch: zum Londoner Botschafter ausersehen. Der Graf sitzt auf dem Schlosse Degh, dessen Bücherei und Bildersammlung europäischen Ruf genießen. Er hat in den Dörfern der Umgebung seines Schlosses junge Leute angeworben, im Parke des Schlosses einen Sportplatz errichtet und jetzt mit einer Auswahlmannschaft zum Wettstreit in Budapest sich gemeldet. Graf Festetics führte persönlich als Kapitän und siegte mit 7 : 3. Aus diesem Anlaß hatte sich die gesamte Aristokratie Ungarns auf den Tribünen versammelt, die Wimpffens, der Fürst Festetics, die Grafen Csekonics, die jungen Andrassys und Apponyis. Am stärksten hielten den Daumen die beiden Söhne des gräflichen Kapitäns, die auch schon eingefleischte Fußballspieler sind. Dem Grafen wurden begeisterte Ovationen dargebracht. Er wehrte ab: „Der Fußball ist ein demokratischer Sport, deshalb liebe ich ihn am meisten, er ist billig und jedermann zugänglich". Und man sagt noch immer, Ungarn sei kein demokratisches Land.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Król. Huta; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr oap., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Treue um Treue!

Daß die gegenwärtige traurige Lage der Arbeiterschaft in erster Linie auf die Zersplitterung der Arbeiterbewegung zurück zu führen ist, wurde an dieser Stelle wiederholt hervorgehoben. Die Wirtschaftskrise hat denn das ihrige dazu beigetragen, um den Arbeitgebern restlos die Macht wieder in die Hände zu geben. Ganz ausgeschaltet war diese Macht nur vorübergehend nach dem Umsturz, als die Gewerkschaften sich dafür einsetzen mußten, daß wieder Ordnung in das Chaos hineingetragen wurde. Denn gerade die Arbeiterklasse hat das größte Interesse daran, daß der Produktionsprozeß nicht unterbrochen wird, sondern daß die Wirtschaft einer günstigen Entwicklung zugeführt werde. Dieser Gedanke ist leider nicht in demselben Maße bei den Unternehmern vertreten. Wenn sie durch irgend einen äußeren Einfluß oder durch Veränderungen am Weltwirtschaftsmarkt vorübergehend ihrer hohen Gewinne beraubt werden, dann sehen sie nur ein einziges Ziel ihrer Sanierung, die auf Kosten der Arbeiterklasse erfolgen muß. So will es das Wirtschaftsverstehen unserer heutigen Wirtschaftsführer, die aus der durch die privatkapitalistische Produktionsform hervorgegangenen Krise keine anderen Lehren zu ziehen vermögen, als Abbau der Löhne und Verlängerung der Arbeitszeit. Leider hat es die Arbeiterklasse nach dem Umsturz nicht verstanden, sich in den gesetzgebenden Instanzen solchen Einfluß zu verschaffen, daß sie diesem Treiben der Wirtschaftsführer eine Bresche gegenüberstellen konnte. Die Folgen haben wir ja im Verlauf der Nachkriegsjahre in jeder Beziehung zu spüren bekommen.

Es hat heute keinen Sinn, darüber den Streit zu eröffnen, warum es so kommen mußte, es sei nur als Tatsache hingestellt, daß zum größten Teil die Arbeiter auf die Uebernahme der ihnen aus dem Umsturz zuteil gewordenen Rechte nicht befähigt waren und aus den Differenzen über die Aufgaben des Proletariats eine Sprengung der Arbeiterbewegung erfolgte, die schließlich zur teilweisen Niederlage bei Lohnkämpfen und dann auch auf die ungeschulten Mitglieder zur Abwendung von der proletarischen Bewegung führten. Die meisten Radikalen gingen zunächst zur kommunistischen Front, um später bei den gelben Gewerkschaften zu enden. Ein solcher Entwicklungsgang ist zwar für die Arbeiterbewegung beschämend, sie kann aber nicht den Freien Gewerkschaften und den sozialistischen Parteien vorgeworfen werden, sondern ist eben ein Produkt der Nachkriegszeit, mit der wir uns abfinden müssen und aus ihr die nötigen Lehren ziehen, wie wir es in Zukunft besser machen können. Und darin liegt jetzt unsere Aufgabe, die leider in weiten Kreisen nicht erkannt wird. Man vertröstet sich damit, daß erst die anderen zeigen sollen, was sie können und dann wird auch für alle Außenstehenden der Zeitpunkt gekommen sein, sich wieder den Gewerkschaften und sozialistischen Parteien anzuschließen. Wer sich mit solchen Konsequenzen abfindet, der hat allerdings kein Anrecht irgendwie darüber Beschwerde zu führen, daß ihm die Rechte, die die Revolution gab, wieder abgenommen werden.

Niemand wird leugnen, daß inzwischen im Auslande die Arbeiter die Fehler erkannt haben, zumal sich das Proletariat beim jeweiligen Ausgang der Wahlen überzeugen konnte, wohin der reaktionäre Kurs der bürgerlichen Regierungen führt. Der Achtstundentag solle ein für alle Male beseitigt werden und der Ruf nach Revidierung der sozialen Gesetzgebung war unter Hinweis auf Amerika die Forderung der Unternehmer. Die falschen Wahlergebnisse sind denn auch in Frankreich, Deutschland und Oesterreich korrigiert worden, aber die Arbeiterschaft hat noch nicht den Einfluß, der notwendig ist, um die Herrschaft des besitzenden Bürgertums restlos zu beseitigen. Darum werden erst die entscheidenden Kämpfe geführt und die Ergebnisse einer Anzahl von Wahlen zu den verschiedensten Körperschaften zeigen, daß der Sieg der Arbeiterklasse ständig auf dem Vormarsch begriffen ist. Ihn können auch teilweise Mißerfolge nicht mehr aufhalten, der letzte Sieg hängt aber von der Arbeiterschaft selbst ab. Nun kann man sich nicht allein auf das Ausland verlassen, wenn dort günstige Resultate auch den Kampfeswillen im eigenen Lager beeinflussen, sondern muß selbst nach den Ursachen forschen und den Weg suchen, der zur Befreiung der Arbeiterklasse führt.

Die Verhältnisse in Oberschlesien sind der Arbeiterschaft zur Genüge bekannt, als daß es notwendig wäre, wieder alle Einzelheiten anzuführen. Hier sind es nicht wirtschaftliche Momente allein, die den Aufstieg der Arbeiterklasse hemmen, sondern auch die nationalen Gegensätze verschärfen die Stimmung innerhalb des Proletariats und geben so dem Unternehmer einen gewaltigen Einfluß, da diese trotz ihrer nationalen Einstellung in der Abwehr gegenüber der Arbeiterklasse geschlossen dastehen. Nun wissen wir, welches die Ursachen sind, welche die Arbeiter von der Teilnahme am gewerkschaftlichen und politischen Leben fernhalten. Aber dadurch, daß sich ein Teil der Arbeiter vom aktiven Kampf zurückhält, wird es nicht besser, sondern der Einfluß der Machthaber wird stärker. Erst wenn die Arbeiterschaft, ein jeder an seinem Platz, dazu beiträgt, daß auch den heutigen Machthabern, ob Unternehmer oder Regierung, gezeigt wird, daß die Arbeiter nicht gewillt sind, sich mit allem abzufinden, dann sind die Voraussetzungen zur Aenderung der heutigen Zustände gegeben. Aber Kämpfen heißt, auch die gegenwärtigen Verhältnisse aus der Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Situation zu erkennen und hier fehlt es an Schulung der arbeitenden Massen. Zu dieser Schulung kann wiederum beigetragen werden, wenn die Arbeiter in die Gewerkschaften und in die sozialistischen Parteien gehen und dort erfahren, um was der Kampf geführt wird. Die Arbeiterpresse aber muß die notwendigen Mittel liefern, die die Erkenntnis fördern. Hier ist der Weg, der aus der Unterdrückung zur Freiheit führt und wer kein dauernder Sklave bleiben will, der muß mit uns gehen, mit uns kämpfen, bis der Sieg errungen wird.

—II.

An die Arbeiter der Gieschegruben!

Kollegen und Kolleginnen!

Am Mittwoch, den 19. Oktober, finden hier für sämtliche Schachtanlagen die Betriebsratswahlen

statt. Sie sind für die Arbeiterschaft von größter Bedeutung In der schweren Zeit der Not, Arbeitslosigkeit, Unterdrückung, der großen Teuerung und ungenügender Löhne, ist es Pflicht der Arbeiterschaft der Gieschegruben, unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß auch von diesem Rechte, welches schwer erkämpft wurde, Gebrauch gemacht wird.

Große Aufgaben stehen infolgedessen den Betriebsräten bevor.

Das Betriebsrätegesetz weist viele Mängel auf, die von den Arbeitern an ein solches Gesetz gestellt werden. Aber dennoch ist das Betriebsrätegesetz eines der wichtigsten arbeitsrechtlichen Gesetze in Oberschlesien. Das Mitbestimmungsrecht bei Betriebsvereinbarungen, bei Festsetzung von Strafen, sowie das Einspruchsrecht bei Kündigungen und das Mitwirkungsrecht bei der Bekämpfung der Unfall- und Gesundheitsgefahren sind nicht zu unterschätzende Rechte der Arbeiterschaft. Für die Arbeiterschaft ist es deshalb auch selbstverständlich, daß

Betriebsräte und Belegschaft zusammengehören.

Der Arbeiter muß wissen, daß es ohne Betriebsräte und Gewerkschaften ein Mitbestimmungsrecht im Betriebe nicht gibt. Die Unternehmer mit ihren nationalistischen Trabanten bekämpfen das Betriebsrätegesetz aufs äußerste und streben danach, ihre frühere,

uneingeschränkte Handlungsfreiheit im Betriebe zurückzugewinnen,

was für die Arbeiterschaft in Zukunft sehr verderblich wirken kann. Das Unternehmertum hat die Bedeutung des Betriebsrätegesetzes und Arbeitsrechtes in allen Konsequenzen viel besser erkannt als die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit. Zwecks Abschaffung desselben ist keine Mühe und kein Geld dem Unternehmertum zur Erreichung dieses Zieles zu schade.

Eine der wichtigsten „sozialpolitischen Wahlen" für die Arbeiter ist zweifellos die Betriebsrätewahl. Die Wahlbeteiligung erinnert den Unternehmer daran, auf welche Macht außer der Gewerkschaft sich der Betriebsrat im Betriebe zu stützen vermag. Jedes Belegschaftsmitglied hat ein persönliches Interesse daran, daß seine Betriebsvertretung sich dem Unternehmer gegenüber durchzusetzen vermag. Damit ist es aber auch verpflichtet, bei der Betriebsrätewahl seine Stimme willensbildend in die Wagschale zu werfen. Wer bei der Wahl sich der Stimme enthält,

schwächt die Position der Betriebsräte.

Das Unternehmertum, gerade die „Giesche Spolka Akcyjna", mißt den Betriebsratswahlen und der Beteiligung an denselben eine ganz besondere Bedeutung bei. Durch die

nationalen Leidenschaften und die Futterkrippenpolitik der Betriebsräte

hat man es verstanden, daß die grundsätzliche Bedeutung des Betriebsrätegesetzes bei den Arbeitern der Gieschegruben nicht die Aufnahme gefunden hatte, wie es wünschenswert wäre. Infolgedessen ist die Beteiligung an den Wahlen in den letzten Jahren zurückgegangen. Die Arbeiter haben lediglich ihrer gefühlsmäßigen Stimmung nachgegeben, den Unternehmern aber damit einen großen Gefallen erwiesen und sich selbst geschadet. Natürlich ist dieses auch noch darauf zurückzuführen, daß die Arbeiter im Betriebe

keine oder eine ungenügende Vertretung

erhalten. Daß es dazu kam, liegt daran, daß man meistenteils Betriebsräte wählte, die zum

Nachteile der Arbeiterschaft wirkten und nach Gunst und guten Posten strebten,

während die Unternehmer es verstanden, die altbewährten kampferprobten Betriebsräte, welche langjährige Gewerkschaftsschulung hinter sich hatten, auf die Straße zu setzen, — die noch heute brotlos sind, während wieder andere Betriebsräte das „süße Holz" als Antreiber erworben haben. Die Belegschaft der Gieschegruben hat 18 solcher Betriebsräte als Reklame gehabt. Es erübrigt sich hier, darüber mehr anzudeuten, was noch so manches durch die Betriebsräte hier verbrochen wurde; denn dies ist der Belegschaft heute zur Genüge bekannt.

Arbeiter der Gieschegruben!

Am Mittwoch, den 19. Oktober, sollt ihr erneut beweisen, welche von euch gewählten Betriebsräte die

Interessen und Rechte der Belegschaft vertreten sollen.

Die Betriebsratswahlen müssen zu einer vernichtenden Niederlage für alle diejenigen werden, welche sich als Betriebsräte mit nationalistischen Phrasen, Spekulationen wie Postenjäger, Schiebungen, Defraudationen nebst verschiedenen anderen unsauberen Handlungen befaßt haben, oder auch unter dem Deckmantel einer christlichen Gewerkschaft an euch herantreten. Gerade die Vorschlagsliste der christlichen Gewerkschaften hat Kandidaten auf ihre Liste gestellt, welche unter dem Deckmantel des Christentums die Arbeiterschaft aus dem heutigen Elend befreien wollen, welche früher als Kommunisten, andere wieder als Sozialisten der P. P. S. und Zentralverbandes bekannt sind und heute selber nicht wissen, was sie eigentlich wollen. Von seiten des alten Bergarbeiterverbandes ist zu den Wahlen eine eigene Vorschlagsliste eingereicht.

Sie trägt die Nummer 1

und beginnt mit den Namen Denkowski, Malcherek, Diagon, Fojczik usw. Alle Kandidaten sind alte erfahrene Gewerkschaftler, welche gewillt sind, die Interessen der Belegschaft zu vertreten.

Kameraden! Sorgt dafür, daß die Betriebsratswahl ein Exempel gegen alle Feinde und Widersacher des Betriebsräte-Gesetzes wird!

Wer für Gleichberechtigung der Arbeiter auf den Gieschegruben ist, muß deshalb sein Wahlrecht ausüben und am Tage der Wahl, am 19 Oktober, die Kandidaten des alten Bergarbeiterverbandes wählen!

Wählt die Liste Nummer 1

mit den Spitzenkandidaten Denkowski, Malcherek, Dragon, Fojczik usw.

Für Gleichheit und Recht!

Wähle Männer, die dich schützen, die auch deiner Sache nützen.

•

Wer laufend über alle Vorgänge in Arbeiterfragen orientiert sein will, der muß unbedingt Abonnent des „Volkswille" werden. Er kann das Blatt bei dem Kollegen Peter Ziaja, Nickischschacht, Kolejowa 7, und bei Anton Malcherek, Gieschewald, Barbary 39, bestellen.

Die elende Lage der polnischen Bergarbeiter in Frankreich

Die politische Umwälzung in den einzelnen Staaten nach dem Weltkriege, hat der gesamten Arbeiterschaft nur einen großen Schaden zugefügt. Namentlich leiden die polnischen Arbeiter darunter am schwersten. Man hat ihnen im voraus zuviel versprochen, was man aber jetzt nicht einlösen kann. Tausende von ihnen, die lange Jahre in Rheinland-Westfahlen beschäftigt waren und dabei glücklich lebten, wurden nach dem Kriege als polnische Untertanen, obwohl nicht alle, aber doch ein großer Teil, reduziert bei der eintretenden Kohlenkrise. Sie haben lange Jahre ihre Beiträge zur Pensionskasse gezahlt und durch die Auswanderung alles verloren. Sie gingen nach Frankreich, um dort Arbeit und Brot zu finden. Nun ist im französischen Bergbau die Pensionierung der alten Bergleute anders geregelt als in Deutschland. Wenn ein Bergmann in Frankreich 30 Jahre in der Grube beschäftigt war und 55 Jahre alt wird, wird er entlassen und bekommt seine Pension von 3500 Franks jährlich. An seine Stelle werden junge Arbeiter angelegt, die frische Kräfte mitbringen und für den Kapitalisten etwas leisten können. Viele von den polnischen Bergleuten werden 55 Jahre alt, aber sie haben keine 30 Jahre Grubenarbeit im französischen Bergbau. Sie bleiben ohne jegliche Versorgung für ihre alten Tage: denn mit dem Alter von 55 Jahren werden sie auch entlassen. Das ist ein Privileg für die französischen Grubenbesitzer, sie brauchen Leute über 55 Jahre alt nicht mehr beschäftigen und für sie auch nicht weiter sorgen. Solche Leute fallen der Oeffentlichkeit zur Last. Nach der Heimat wollen sie nicht, weil auch hier für diese alten Leute nicht viel zu holen ist, kein Dach, keine Arbeit und auch keine Unterstützung. Die Verhandlungen über die Pensionierung dieser Leute zwischen Deutschland und Polen sollen schon Jahre dauern und werden langsam zum Sport, denn sie können noch viele Jahre dauern. Haben diese Leute für ihre erworbenen Jahre in Deutschland keine Anerkennungsgebühr gezahlt, so haben sie ihre Rechte für immer verloren und zweitens werden sie als Ausländer betrachtet, für welche nach den Satzungen der Knappschaftsvereine nicht viel heraus zu holen ist. Die polnischen Bergarbeiter in Frankreich sind zum großen Teil der Zentrale der französischen Klassenorganisationen angeschlossen, (Confederation Generale du Travail) und bilden dort eine Sektion für sich („Sektion polonaise de la Confederation Generale du Travait"). Von dort aus wird viel getan und unternommen, um den Unglücklichen zu helfen, aber bis dahin ohne Erfolg; denn die gesetzlichen Umstände sind stärker als der gute Wille vieler Menschen. Auch alle Vorstellungen beim polnischen Konsulat in Paris, beim Arbeitsministerium und Emigrantenbüro (Auswandererbüro) bleben bis dahin ohne jeglichen Erfolg.

Auch eine große Anzahl unserer Oberschlesier ist nach dort verzogen und viele sind wieder zurückgekommen. Dort und hier ist für die Unglücklichen keine Arbeit und kein Brot. Wenn einer den Beweis nicht erbringen kann, daß er ohne Grund entlassen wurde, kann hier schlechthin die Erwerbslosenunterstützung erhalten. Wer wird von ihnen dort in Frankreich noch 30 Jahre lang schuften können? Keiner von ihnen; denn, wenn er 55 Jahre alt wird, wird er aufs Straßenpflaster gesetzt, wenn bis dahin andere Pensionierungsgesetze nicht eingeführt werden. Diejenigen, die unseren Bergleuten alles Gute versprochen haben und sie dadurch in ein unerträgliches Dasein hineingestoßen haben, haben eine schwere Last auf ihrem Gewissen; denn dieses werden ihnen die armen Proletarier und auch ihre Nachkommenschaft niemals verzeihen können. Für Flotten-Liga, für Luftflotte u. a. wird gesorgt und Geld gesammelt, natürlich wieder von den Arbeitern auf den Straßen, aber für diese armen Opfer in Frankreich wird soviel wie nichts unternommen. Wer von den polnischen Arbeitern den französischen Arbeiter als seinen besten Freund hochgepriesen hatte, der hat sich vielmals stark verrechnet. Der französische Arbeiter sieht in seinem polnischen Arbeitskollegen immer einen Lohndrücker und Arbeitsverderber und deshalb sieht er ihn scheel an.

---

38 Millionen Gewerkschafter

Die Gewerkschaftsbewegung hat in allen Ländern mit etwas gewerblichen Leben Fuß gefaßt. Der Begriff „Gewerkschaft" oder „Arbeiterorganisation" ist nun freilich nicht allerwärts scharf umgrenzt. So kommt es, daß die Angestelltenorganisationen vielfach nicht als Gewerkschaften angesehen werden und Landarbeitergewerkschaften auch Kleibauern aufnehmen. Anderseits ist die gewerkschaftliche Grundauffassung oder wirtschaftspolitische Anschauung lange nicht einheitlich. Es wechseln sozialistische mit christlichen, neutralen oder sonstigen Gewerkschaften in bunter Folge ab, deren Wirkungskreis sich auf das nationale, örtliche oder gar nur auf das betriebliche Gebiet erstreckt. Indessen machen die sozialistischen oder freien Industrie- oder Berufsverbände die Mehrheit der Gewerkschaftsbewegung aus. Von diesen Organisationen hatte man schon immer, dank ihrer Zentralisation, ziemlich genaue Angaben über ihre Mitgliederstärke, während man bei den anderen oft auf Schätzungen oder amtliche Mitteilungen angewiesen war.

Das Internationale Arbeitsamt läßt es sich angelegen sein, von allen Ländern die gewerkschaftliche Mitgliederzahl oder der Arbeiterpresse, die meist von den Gewerkschaften selbst herrühren. Wo diese Quelle versagt, werden die Berichte des Internationalen Gewerkschaftsbundes benutzt. Auf diese Weise hat das Arbeitsamt von 45 Ländern die gewerkschaftlichen Mitgliederzahlen erhalten. Darunter sind allerdings 11 Länder, nämlich Brasilien, China, Kuba, Aegypten, Estland, Niederländisch-Indien, Irland, Litauen, Palästina, Peru und Island, von denen nur so unvollständige Berichte zu erhalten waren, daß sie in der Gesamtaufstellung nicht verwendet werden konnten. Da aber in diesen Län-

dern die Gewerkschaftsbewegung sehr schwach ist, kann die Weglassung ihrer Mitgliederzahlen das Gesamtergebnis nur wenig beeinträchtigen.

Die Septemberausgabe der Revue Internationale du Travail bringt die Zusammenstellung der Mitgliederzahlen der 34 Länder von den Jahren 1921 bis 1925, und zum Teil auch schon für 1926. Dadurch, daß sich die Zusammenstellung auf sechs Jahre erstreckt, ist es möglich, das Auf und Nieder der gewerkschaftlichen Mitgliederzahl in diesem politisch und wirtschaftlich so bewegten Jahrsechst im einzelnen wie in der internationalen Gesamtheit zu verfolgen.

In den 34 Ländern wurden im Jahre 1913 rund 16 Millionen Gewerkschafter gezählt. Diese Zahl betrug 1920 dreimal mehr, nämlich 48 Millionen. Auf dieser Höhe hat sie sich jedoch nicht lange gehalten. Im Jahre 1922 betrug sie nur noch 42,7 1923: 38,5 und 1924: 35,5 Millionen, das Jahr 1925 brachte sie wieder auf 36,6 Millionen. Dieser Zahl wird in 1926 noch höher sein, denn die bis jetzt vorliegenden Berichte bezeugen, daß die Steigerung, die 1925 einsetzte, weitergeht. Für die oben besonders genannten 11 Länder, die nicht in die Gesamtaufstellung genommen sind, kann man die Mitgliederzahl auf etwas mehr als eine Million annehmen. Fügt man diese Zahl zu dem Gesamtergebnis der anderen 34 Länder, so ergibt sich für das Jahr 1925 eine Mitgliederzahl von 38 Millionen.

Von den Ländern haben nur 11 im Jahre 1925 eine höhere Mitgliederzahl als 1921 aufzuweisen, die anderen eine Abnahme. Doch ist diese bei den meisten verhältnismäßig gering. Der Rückgang von 1921 bis 1925 von 47 auf 36,6 Millionen entfällt in der Hauptsache auf ein paar große Länder. Im Jahre 1921 bargen die neun Länder mit mehr als einer Million Mitglieder, nämlich Deutschland, Rußland, Großbritannien, Nordamerika, Italien, Tschechoslowakei, Spanien, Oesterreich und Frankreich allein mehr als 39 Millionen Gewerkschafter von der Gesamtheit von 47 Millionen. Und in den drei Ländern Deutschland, Großbritannien und Nordamerika allein war die Hälfte aller Mitglieder zu finden. Im Jahre 1925 aber war infolge des Rückganges, besonders in Deutschland (1921: 12,5, 1925: 6,5 Millionen), das Stärkeverhältnis ungünstiger. Immerhin bergen diese neun Länder immer noch 30 Millionen oder 80 Prozent der Weltgesamtheit der gewerkschaftlichen Mitgliedschaft.

Italienische Gewerkschaftsbewegung

Der für den 27. Oktober in Paris einberufenen Konferenz zur Besprechung der Lage der italienischen Arbeiterbewegung werden außer den Landeszentralen von Frankreich, Belgien, Luxemburg und der Schweiz die an diesem Problem besonders interessierten Berufssekretariate der Metallarbeiter, Transportarbeiter, Bauarbeiter und Lebensmittelarbeiter beiwohnen. Die Schlußfolgerungen der Konferenz, die über die Lage der italienischen Arbeiter innerhalb und außerhalb Italiens Klarheit schaffen soll, gehen natürlich zur endgültigen Beschlußfassung an die zuständigen Instanzen des J. G. B. und der genannten Organisationen.

Rundfunk

Gleiwitz Welle 250 — Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung:

11,15: Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,15—12,55: Konzert für Versuche und für die Industrie. 12,55: Nauener Zeitzeichen. 13,30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,45: Konzert auf Schallplatten. 15,30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht und Ratschläge fürs Haus. 22: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten und Sportfunkdienst.

Sonntag, den 16. Oktober 1927: 11: Evangelische Morgenfeier. — 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Konzert. — 14: Rätselfunk. — 14.10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. — 14.20: Abt. Himmelskunde. — 14.50: Märchenstunde. — 15.30: Schachfunk. — 16.15—17.15: Volkstänze. — 17.15—17.45: „Zum 75. Todestag von Friedrich Ludwig Jahn." — 17.45—18.45: Für den Sendebezirk Breslau: Martin Plüddemann. — 17.45—18.45: Für den Sendebezirk Gleiwitz: Konzert. — 18.50—19.20: Abt. Kunstgeschichte. — 19.20—19.50: Hans Bredow-Schule. Abt Kulturgeschichte. — 20: Symphonie-Konzert. 21—22: Wunschabend Franz Baumann. —22.15—24: Tanzmusik der Funkkapelle.

Montag, den 17. Oktober 1927: 16.30—18: Leoncavallo — Masgani. — 18: Abt. Sport. — 18.50—19.20: Hans Bredow-Schule. Abt. Staatswissenschaft. — 19.20—19.50: Uebertragung aus Gleiwitz: Stunde des Landwirts. — 20—21: Der Dichter als Stimme der Zeit. — 21—22: Ernst Arnold-Abend — 22.15: Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Mailand — Welle 315,8.

Sonntag. 10,30: Religiöses Vokal- und Instrumentalkonzert. 13: Eventl. amtliche Mitteilungen. 16,15: Vokal- und Instrumentalkonzert. 17,15: Kleine Kinderecke. 17,45: Forstwirtschaftliche Mitteilungen. Nachrichten. 20,05: Anfangzeichen. 20,20: Radio des Enit. 20,30: Die Dopolavoro. 20,45: Zeitzeichen. Uebertragung einer Oper aus dem Theater Dal Verme. Stefani-Nachrichten. Sportberichte.

Rom — Welle 450.

Sonntag. 10,30: Religiöses Vokal- und Instrumentalkonzert. 13: Evtl. amtliche Mitteilungen. 17: Tanzmusik. 19,30: Evtl. amtliche Mitteilungen. 20,10: Radio des Enit. 22,20: Dopolavoro. 20,30: Zeitzeichen. 20,30: Stefani-Nachrichten. Sportberichte. Forstwirtschaftliche Mitteilungen. 20,45: „Carmen", 3. und 4. Aufzug. In Pausen: Schau für die Weiblichkeit.

Wien — Welle 517,2 und 577.

Sonntag. 10,30: Orgelvortrag. 11: Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 16: Nachmittagskonzert. 18,15: Korsika. 19: Moderne Musik. 20,05: „Nora", von H. Ibsen.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Bismarckhütte. Wegen Lokal-Schwierigkeiten finden die Vorträge im Bund für Arbeiterbildung in Königshütte bei Herrn Paschek, ul. Gimnazjalna 35 (Tempelstraße), statt, und zwar jeden Dienstag um ¾8 Uhr abends. Den ersten Vortrag hält Herr Dr. Bloch über „Geschichte der Ehe" am 18. Oktober 1927.

Nikolai. Am Sonnabend, den 15. Oktober 1927, abends 7½ Uhr, veranstaltet der Bund für Arbeiterbildung eine Eröffnungsfeier, verbunden mit Tanz sowie gesanglichen Einlagen der Freien Sänger Nikolai. Hierzu sind die Freien Gewerkschaften, Partei, sowie Kulturvereine herzlich eingeladen.

Am Sonntag, den 16. Oktober, abends 7 Uhr, im Vereinslokal Ciossek beginnt der erste Vortrag des Bundes für Arbeiterbildung. Vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder, Gewerkschaftler wird erwünscht. Referent: Genosse Kowoll. **Die Entwicklung des Sozialismus und die Arbeiterbildung.**

Kostuchna. Am Montag, den 17. Oktober, nachmittags 5 Uhr, findet im Gasthaus des Herrn Weiß ein Märchenabend statt.

Versammlungskalender

Vollversammlung der Freien Gewerkschaften von Königshütte und Umgegend.

Am Sonntag, den 16. Oktober 1927, vormittags 9½ Uhr, findet im Volkshaus, ul. 3-go Maja Nr. 6, eine Vollversammlung der Freien Gewerkschaften statt.

Tagesordnung:

1. Kapitalistische Rationalisierung in den Betrieben, Achtstundentag und Lohnerhöhung.
2. Verschmelzung der Krankenkassen.

Um vollzähliges Erscheinen wird gebeten.

Der Vorstand.

Achtung, Arbeitersänger!

Für die Teilnehmer am Königshütter Konzert kurze Probe auf der Bühne für Frauen Punkt ½7 Uhr, für den Männerchor um 7 Uhr.

Siemianowitz. Die Mitgliederversammlung der D. S. A. P. findet am Dienstag, den 18. Oktober, abends 7½ Uhr, im Lokal Kozdon, Teichstraße, statt. Referent: Sejmabgeordneter Genosse Kowoll.

Domb-Josefsdorf. (Achtung, Freidenker!) Die nächste Versammlung findet Sonntag, den 16. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, im Lokal des Herrn Hosnowski in Agneshütte statt. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, willkommen.

Bismarckhütte. (Touristenverein „Die Naturfreunde".) Sonntag, den 16. Oktober, vormittags 10 Uhr, findet im Restaurant Kuznik, Plac Mickiewicza, die fällige Monatssitzung statt. Da wichtige Punkte auf der Tagesordnung, wird um vollzähliges Erscheinen gebeten.

Schwientochlowitz. Am Sonntag, den 16. Oktober 1927, vormittags 10 Uhr, findet bei Herrn Dulok eine Mitgliederversammlung des Bergarbeiterverbandes statt. Referent: Smolke.

Königshütte. (Freie Turner.) Sonntag, den 16. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, Mitgliederversammlung. Nach der Versammlung Besuch des Liederabends, für die Uebrigen Kommers..

Königshütte. (Freie Bildungsgemeinschaft.) Am Sonnabend, den 15. d. Mts., abends 8 Uhr, findet die Sitzung der Freien Bildungsgemeinschaft statt. Wegen der Notwendigkeit dieser Sitzung ist es Pflicht, zahlreich zu erscheinen.

Königshütte. (Freidenker.) Sonntag, den 16. Oktober, vormittags 9½ Uhr, findet die fällige Monats-Versammlung statt. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, willkommen. Die Mitglieder werden ersucht, sämtliche in ihrem Besitz befindlichen Bücher der Bibliothek mitzubringen, da sonst die festgesetzte Strafe bezahlt werden muß.

Schlesiengrube. Am Sonntag, den 16. Oktober 1927, vormittags 10 Uhr, findet bei Herrn Scheliga eine Mitgliederversammlung des Bergarbeiterverbandes statt. Referent: Kamerad Nietsch.

Ruda. (Freidenker.) Sonntag, den 16. Oktober 1927, vormittags 10 Uhr, findet eine Sitzung des Vereins für Freidenker und Feuerbestattung bei Herrn Wnnukol-Ruda statt. Gönner sind willkommen.

Nickischschacht-Gieschewald. (Bergarbeiterverband.) Am Sonntag, den 16. Oktober, vormittags 10 Uhr, findet beim Herrn Knosalla in Nickischschacht eine Mitgliederversammlung statt. Referent: Kamerad Ritzmann.

Nikolai. Am Sonntag, den 16. d. Mts., nachmittags um 3 Uhr, findet bei Ciossek unsere Monatsversammlung statt. Bitte pünktlich und vollzählig zu erscheinen. Anschließend Kommers. Die nächste Uebungsstunde am Dienstag um 8 Uhr abends.

Ober-Lazisk. Am Sonntag, den 16. Oktober, vormittags 9½ Uhr, findet bei Mucha eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der Freien Gewerkschaften statt. Referent Sejmabgeordneter Genosse Kowoll. Vollzähliges und pünktliches Erscheinen dringend erwünscht.

Orzesche. Am Sonntag, den 16. Oktober 1927, nachmittags 3 Uhr, findet bei Gregorzyk eine Mitglieder-Versammlung des Bergarbeiterverbandes statt. Referent: Kowoll